

Entlassung und Auswanderung

Am Abend des 27. Dezember sucht mich Jacob Littauer in großer Erregung: „Du wirst entlassen.“ Ich gehe zu Karl, der mich anlächelt: „Es stimmt, ich gratuliere.“ Die Kameraden geben mir Aufträge mit. Als sie längst schlafen, sitze ich noch mit Karl und Harzen im dunklen Tagesraum und verspreche ihnen, mich um sie zu kümmern, so gut ich es nur draußen kann. Aus irgend einem Bett flüstert es: „Morgen bist du zu Haus, du Glückskind. Denk mal an uns.“ In dieser Nacht ist kein Schlaf. Es ist mir nicht so, daß ich jubeln könnte. Ich kann mir das Glück des Wiedersehens mit Eva und den guten Menschen draußen, das Glück der Freiheit noch nicht recht vorstellen. Der Scheinwerfer läßt zu viele Erinnerungen an diese 48 Tage aufleuchten. Vom Kanal kommt das Tuten der Dampfersirene. Jetzt wird drüben in den SS-Kasernen bald ‚Wecken‘ geblasen. Noch eine Viertelstunde und das Licht wird bei uns aufflammen. Dann ist die letzte Nacht im KZ vorüber.

Ich verteile den Rest meiner Lebensmittel. Wir treten an, und ich marschiere zu meinem letzten Morgen-Appell: ‚Links-zwei-drei-vier‘. Ein ‚alter‘ Jude meines Blocks fällt um: Schwächeanfall, wie so oft; er wird mit Schnee eingerieben, aufgestellt, sinkt aber gleich wieder zu Boden. „Mützen ab – Mützen auf! Arbeitskommandos antreten!“ Ich drücke Karl die Hand: „Ich danke dir für alles, ich werde dich nicht vergessen.“ – Fichtmann, Harzen, Littauer, Fritz Kaufmann: „Auf Wiedersehen in der Freiheit!“

Vor Baracke B stehen vierzig Mann, der achtzehnjährige Sohn unseres Freundes Glaserfeld unter ihnen. Ein hagerer Jude, der wie das verkörperte Elend aussieht, ein früherer Anwalt aus Kiel, krümmt sich vor Schmerz und stöhnt. Nierenkolik! Im Bad bekommen wir unsere Sachen. Der Kranke ächzt unaufhörlich, und der Scharführer, der die Entlassungs-Prozedur leitet, läßt den Wasserteuch, der mich am Empfangstag beglückt hat, vorbereiten: „Wirst du deine Schnauze endlich halten, wir werden dir deine Kolik schon austreiben!“ Als er noch immer nicht still wird, setzt der SS-Mann den Schlauch an. Jetzt hört das Stöhnen auf. Wir haben unsere Zivilkleidung wieder, zwar völlig zerstört, aber was ficht uns das an. Wir bekommen rasch unsere Wertsachen und unser Geld; es fehlt kein Pfennig. Ein ‚Politischer‘ tritt vor unsere Gruppe: „Was ist mit euch? Entlassen wollt ihr werden? Kommt gar nicht in Frage. Wie ich soeben erfahren, – wird es morgen auch noch schneien. Ihr wollt mitreden! Ich bin 59 Monate im KZ. Na macht’s gut, Jungs!“

Der Lagerführer läßt uns zum ‚Schlußsegen‘ antreten. Ich stehe ein Meter von ihm entfernt und sehe in die glasigen Augen des dumm-brutalen Gesichts. Seine Ansprache mit ihrem klassischen Deutsch hat sich mir wörtlich eingeprägt: „Alles Juden hier?“ – „Jawohl“. „Sie werden heut entlassen, nicht etwa, weil Sie sich gut geführt hab’n oder vielleicht, weil Sie hier gut gearbeitet hab’n. Nein! Sie werden aus dem einzigen Grund entlassen, damit Sie so schnell wie

möglich auswandern. Wenn Sie jetzt rauskommen, dann machen Sie aber, daß Sie sofort aus Deutschland rausgehen. Nu will ich Ihnen noch was sagen: Derjenige Jude, der sich erlaub'n sollte, noch mal nach Deutschland zurückzukehren, der wird wieder hierher gebracht. Aber denn nich auf 'nen paar Monate oder Jahre, sondern lebenslänglich. Und nu will ich Ihnen noch was sagen: Wenn Sie sich erlaub'n sollten, über das Lager, über seine Einrichtungen oder überhaupt über irgendwas, was Sie hier gesehn hab'n, auch nur ein Wort zu sagen, dann werden Sie auch sofort wieder hierher gebracht. Natürlich auch auf Jahre. Und es is ganz gleich, wo Sie was erzählen, ob in Deutschland oder im Ausland, das is' ganz egal. Unser Arm is' lang, solche Brieder krieg'n wir auch im Ausland. Früher hat's lange gedauert, vielleicht 'nen Jahr oder so, bis wir sie gehabt hab'n. Die außenpolitische Situation hat sich aber völlig geändert. Jetzt dauert es nicht mehr so lange, jetzt krieg'n wir Sie gleich. Das hab'n Sie ja geseh'n mit denen da, die in Weimar hingerichtet worden sind. So, der Haufen kann abtreten.“

Wir müssen einen vorgedruckten Entlassungsrevers unterzeichnen, in der wir uns zu allen möglichen Erklärungen ‚freiwillig‘ verstehen:

daß wir keinen körperlichen Schaden erlitten haben,

daß wir das Lager gesund verlassen,

daß wir auf jeden Schadensersatzanspruch gegen den Staat verzichten,

daß wir Schweigepflicht geloben,

daß wir uns niemals mehr gegen den nationalsozialistischen Staat vergehen werden,

daß wir jeden Anschlag gegen den nationalsozialistischen Staat, jede Verschwörung gegen die Partei oder ihre Führer sofort melden wollen.

Als wir am Tor vorbeigeführt werden, zeigt die Uhr zwölf. Glück! Wir sind nur vierzig; sonst dauert die Prozedur der Entlassung den ganzen Tag. Noch einmal höhnt das Schild des Vogelkäfigs: ‚Laßt uns in Ruhe‘, dann stehen wir auf der Lagerchaussee, die wir so oft mit unseren schweren Lasten entlang gezogen sind. Ein Scharführer hält den abziehenden Trupp an und prüft, um uns einen letzten Schreck einzujagen, unseren Entlassungsschein. Am Kommandanturgebäude öffnet der Begleitposten den Schlagbaum. Kein Wort, kein Gruß – wir stehen in der Freiheit.

Ein junger Hamburger, den die Polizei am 10. November aus dem Bett geholt hat, besitzt weder Mantel noch Schuhe; er trägt seine Schlafpantoffel; wir wollen ihm in Berlin Schuhe kaufen. Dem Kranken wollen wir in Berlin ein Auto nehmen. Wo ist der nächste Telefonautomat? Ich stürze in die Zelle; der Apparat ist nicht in Ordnung. Ich schwanke, ob ich in ein Geschäft gehen soll; aber die feindlichen Fremden sollen meinen ersten Gruß in der Freiheit nicht hören. Ich stehe vor den letzten Häusern von Oranienburg, finde einen Fleischer – und Bäckerladen, kaufe mir Wurst und Semmeln und trotte durch die Straßen. Wer an mir vorüberkommt, muß an meinen Kleidern und dem Hut erkennen, woher ich komme; auf meinem Kopf liegt eine graue Filzplatt, einer Flunder ähnlicher als einem Hut. Aber warum sich über solchen Aufzug schämen! Mögen die sich schämen, die mitschuldig sind.

Die Menschen gehen gleichgültig und geschäftig ihres Wegs. Ich will sie nicht fragen, ob ich den richtigen Weg zum Bahnhof nehme. So gehe ich falsch. Wie merkwürdig das Pflaster des Bürgersteigs drückt. Nicht zu fassen, daß das Leben hier seinen Gang geht und zehn Minuten entfernt die Hölle von Sachsenhausen brodelte. Ein Schild weist mir den richtigen Weg zum Bahnhof. Ihm gegenüber liegt die Post, da will ich telefonieren. Als ich die Stufen hinaufgehe, kommt mir Eva entgegen. Ich kann das noch nicht verstehen. Sie hat durch einen ihrer Berater von meiner Entlassung gehört und ist mir im Auto entgegengefahren. Sie wird von Herrn S. begleitet, der seinen Bruder erwartet. Doch der Begleiter ist enttäuscht, sein Bruder ist nicht entlassen. Wir aber sind glücklich.

Im Auto liegen ein anderer Hut, ein guter Mantel, Proviant, Cognac, Frostsalbe. Ich weiß vor Rührung nichts zu sagen. Zu Haus sind Blumengrüße und Willkommensgaben in Überfülle, Zeugen von Treue und herzlicher Freundschaft. Unsere Anna hat ein auserlesenes Empfangsdiner vorbereitet; sie weiß nicht, ob sie lachen oder weinen soll. Sie flüchtet in die ärgerliche Versicherung, daß sie schon seit einer Woche exquisite Dinge im Vorrat hält; der Karpfen hätte gestern aufgegessen und das Reh verwertet werden müssen; wie gut, daß ich endlich heut gekommen sei, sonst hätte der schöne Fasan nicht einen Tag länger gehalten.

Im Lager hatten wir uns den Tag unserer Rückkehr in herrlichen Farben gemalt. Ich hatte mir ein merkwürdiges Wunschbild vorgegaukelt: Ich bade in der wohligen Behaglichkeit unseres Badezimmers, und ein Fußpfleger ist um meine zerschundenen Füße bemüht. Beide Wünsche werden mir nun erfüllt. Als ich nach einem beglückenden Bad zu Bett liege, kommt der Fußpfleger und beglückwünscht mich. Ich sähe anders aus als seine achtzehn Patienten, die von der ‚langen Reise‘, wie er sich ausdrückt, zurückgekehrt sind. Das stellt auch der Arzt fest, den ich zu mir bitte und der weder innere noch äußere Schäden erkennt. Er deutet an, daß andere Patienten mit einem psychischen Schock heimgekommen sind. Ich habe keine rechte Vorstellung davon. Erst später sehe ich bei manchen Kameraden die psychischen Folgen des Lageraufenthaltes und höre niederdrückende Berichte: Zerstörte Nerven, Angstzustände, Aufschrecken in der Nacht, Depressionen bis zum völligen Gebrochensein. Noch hier in London erlebe ich bei Labileren, was die Lager verschuldet haben. Einer schreit noch hier, sieben Monate nach dem Erlebnis, in der Nacht auf und fordert von seiner Frau die Gewißheit, daß er in London und nicht in Buchenwald ist. Mir ist das alles erspart geblieben, der körperliche Schaden, das Versagen der Nerven oder gar der Zusammenbruch der inneren Haltung. Ich habe durchgestanden, weil ich mich erhalten wollte für alle meine Guten und für die ‚Abrechnung‘. Der Mann im schwarzen Mantel mit dem grauen Hut ist mit der Nummer 7687 zufrieden.

Wie alle Entlassenen habe ich mich bei der Leitstelle der Geheimen Staatspolizei am Alexanderplatz zu melden. Ich fürchte diese Meldung, weil sie eine Auswanderungsfrist bringen kann, und unser Entschluß auszuwandern ist noch nicht gefaßt. Um zu wissen, wie ich mich bei der Gestapo verhalten muß, lasse

ich mir von Eva die bewegte Geschichte meiner Befreiung erzählen. Der 'Stammvater', der zunächst nicht unmittelbar nach meiner Verhaftung für mich eingesetzt werden konnte, weil er wie alle nicht verhafteten Anwälte 'unterwegs' lebte, hatte an mir sein Meisterstück machen wollen. Eva hatte unermüdlich jede noch so entfernte Möglichkeit gesucht, die Entlassung zu fördern. Stunden um Stunden in Reisebüros, Tage um Tage in der Auswanderungsberatungsstelle und bei der Gestapo, wo ungezählte Frauen stehen und warten, bis sie vor Schwäche umsinken. Endlich gelang es Eva, ein Visum für Paraguay zu beschaffen; sie hatte es erbettelt, mit großen Geschick eine Passage gebucht, Telefonate und Telegramme in die Welt geschickt, keinen Weg gescheut, der Rat versprach, 'Gangster' aufgesucht, deren 'hervorragende Beziehungen' mich in wenigen Tagen befreien würden; sie war beglückt aufgestrahlt, wenn sie von entlassenen Kameraden gute Berichte erhielt und zusammengebrochen, als einer von meiner Angina und der Gefahr einer Herzattacke sprach, einer, der sie an die Pflicht der Weiber von Weinsberg mahnte, der das alles mühsam und unter Tränen in seinem Bett flüsterte, wenige Stunden nach seiner Rückkehr als ein gebrochener Mann. Die Freunde hatten um das, was draußen im Lager geschah, einen freundlichen Schleier halber Wahrheit gebreitet; aber das Bekenntnis eines Beurlaubten, er würde sich lieber das Leben nehmen als nach Sachsenhausen zurückgehen, hatte Eva aufschrecken lassen.

Sie nimmt es als ein glückhaftes Zeichen, daß die Gestapo sie telefonisch zum Alexanderplatz lädt. Aber es wird ihr nicht, wie sie erhofft hatte, meine Entlassung eröffnet, sondern sie 'muß' sich 'wegen unserer Wohnung' verantworten. Wahrscheinlich hatte ein treuer Anhänger des Führers die Wacht fürs Dritte Reich am Fenster gehalten und deutschen Mannesmut bewährt, indem er eine gequälte Frau denunzierte. Eva klärt den 'Herrenbesuch' auf – es waren unsere Freunde, die sie zu beraten gekommen waren – und verpflichtet sich, nicht mehr als drei Personen zu gleicher Zeit in unserer Wohnung zu empfangen. Ein Berater, der zwar auch zur Gilde der 'Zauberer' gehört, aber gut beleumundet ist, soll feststellen, warum ich noch immer nicht entlassen bin. Er rühmt sich seiner Beziehungen zu Baranowski. Später erfuhren wir, daß seine Frau und die 'Frau SS-Oberführer' die Brautausstattung für Vierkants Tochter gemeinsam in einem bekannten jüdischen Geschäft einkauften. Der Inhaber gewährte dem 'Berater' 20 % Rabatt zum Dank dafür, daß er seine Beziehungen für die Opfer von Sachsenhausen einsetzt. 20 % Rabatt aber wiegen selbst die Grundsatztreue eines 'Vierkant' auf.

Der Berater muß feststellen, daß Evas Entlassungsgesuch an der entscheidenden Stelle der Gestapo nicht vorliegt, daß die inzwischen schon verfallene Passage überhaupt nicht eingereicht ist. Der 'Stammvater' hatte seinen besten Mittelsmann eingesetzt, aber der hatte das Gesuch nicht weitergegeben, aus Vergeßlichkeit, Angst oder Trunkenheit. Nun spricht Eva selbst noch einmal mit den Gestapisten, reicht ein von Ilse inzwischen beschafftes englisches Permis ein, und die Entlassung wird verfügt, aber nicht ausgeführt, weil die 'Politische Abteilung' in Sachsenhausen Weihnachtsfeiertage macht. Das sind die Sta-

tionen zwischen Furcht und Hoffnung, der Leidensweg einer Frau, den alle jüdischen Frauen durchleben. Der große Führer, ritterliches Vorbild deutschen Mannestums, kämpft seinen heldischen Kampf nicht nur gegen – Männer.

Die Gestapo fragt mich bei meiner Meldung, ob ich auswandern wolle. Ich gebe eine ausweichende Antwort, spreche davon, daß ich die Auswanderungstätigkeit der Reichsvertretung der Juden in Deutschland leiten solle. Der Beamte begnügt sich mit meiner Erklärung, daß ich im Laufe des Jahres wahrscheinlich auswandern werde. Die knappe Frist, in der viele Kameraden Deutschland verlassen müssen, bleibt mir erspart.

Ich wage nur zögernd nach dem Schicksal von Menschen zu fragen, die mir nahe stehen. Wer ist gestorben, wer hat es nicht überstanden? Die Herzkranken sind gefällt worden: Jacob Marx aus Karlsruhe, dessen Schwager Fuchs sich durch einen Schuß in den Kopf der Verhaftung entzogen hat. Und auch deinen Onkel Fritz Lion werde ich nicht wiedersehen. Mein Kollege Sussmann aus Köln hat Buchenwald nicht überlebt. Die anderen Mitarbeiter aus dem Reich, fast alle festgenommen, sind aus Dachau und Buchenwald schon lange heimgekehrt. Sechs schwere Jahre hatten sie als mutige Wächter auf verlorenem Posten ausgeharrt, treue Chronisten der unheilvollen Zeit. Ihre Berichte füllen das neue Memorbuch, das von jüdischen Leiden in Deutschland erzählt. 1933 haben wir es begonnen, wann werden wir das letzte Blatt schreiben?¹⁴⁴

Nun kommen sie zum letzten Bericht und erzählen von dem Tag, da ein neuer Fettmilch¹⁴⁵ die Zeit des Schwarzen Tods und der Kreuzzug-Verfolgung hat wiedererstehen lassen. Zu gleicher nächtlicher Stunde hat er zu stürmen begonnen, die Türen der jüdischen Häuser aufgestoßen und jüdisches Eigentum zerstört, blind und erbarmungslos wie sonst nur die Naturgewalt wütet. Aber weil es kein Sturm der Natur, sondern ein Sturm des Pöbels war, der da von seinen Führern teuflisch vorbereitet, entfacht wurde, hatte dieser Sturm manche deutsche Städte geschont und erst hinter ihren Mauern wieder zu rasen begonnen. Auch in Hamburg und Köln, in Breslau und Berlin wären die gierigen Horden gern in jüdische Wohnungen gestürmt. Aber die großen Städte bergen Fremde, Ausländer von Ruf, Diplomaten, und man kennt hier zudem nicht jeden Juden so sicher wie draußen im Land. Jüdische Namen sind keine untrüglichen Pogrom-Führer; wie leicht hätte man einen Alfred Rosenberg aus dem Schlaf wecken können!

So mußte man sich in Berlin damit begnügen, jüdische Geschäfte zu plündern. In der Nacht von Mittwoch, dem 9., zu Donnerstag, dem 10. November, waren die Fenster eingeschlagen worden, deren Trümmer ich noch gesehen

¹⁴⁴ Memorbücher werden die Gedenkbücher genannt, in denen die jüdischen Gemeinden des Mittelalters ihr Martyrium aufschrieben.

¹⁴⁵ Im Zuge des von Vinzenz Fettmilch geführten Aufstandes gegen den Frankfurter Stadtrat wurde 1614 das jüdische Viertel überfallen, geplündert, die Juden mißhandelt, getötet und aus der Stadt vertrieben. Fettmilch wurde 1616 hingerichtet, die Frankfurter Juden später durch kaiserliche Beauftragte wieder in die Stadt zurückgeführt.

hatte. Am Nachmittag des 10. November erhob sich der ‚Volkssturm‘ von neuem. Glasscherben sind kein Preis für verdienstvolle Kämpfer. Das schwere Amt fordert anderen Lohn. So begann, während die verhüllten Wagen mit jüdischer Menschenfracht nach Sachsenhausen rollten, ein zweiter Sturm auf jüdische Geschäfte, deren Scheiben oft soeben neu verglast waren. Und nun offenbarten sich die wahren Instinkte, die Goebbels sich mühte, politisch zu verhüllen: es wurde gierig geplündert. Auch unser Philo-Verlag wurde zum zweiten Mal heimgesucht. Die Horde, die am Nachmittag des 10. November in unser C.V. Büro einzudringen versuchte, prallte an der Tür vor einem talergroßen Stück Papier zurück: vor dem Siegel der Geheimen Staatspolizei.

In den kleinen Städten hatte man jüdisches Eigentum aus den Wohnungen mitgenommen, Wäsche und Schmuck, hatte die Silbergeräte der Synagogen erbeutet, aber sich an ihnen nicht lange gefreut, weil neidische Volksgenossen oder die Feuerwehr dem glücklicheren Kameraden den wertvollen Raub mißgönnten. Denn die Feuerwehr hatte auch ihre Rolle in dem Schandstück, das Hitler, Streicher und Himmler am 10. November aufführen ließen. Sie war als Sachverständige zur Brandlegung kommandiert und hatte die ungewöhnliche Aufgabe, die Berufspflicht umzukehren, nicht Brand zu wehren, Brand an Gotteshäuser zu legen, in vielen Städten – sicher in Beuthen und Oppeln – fachkundig gelöst.

Der Tragödie folgte manchen Orts das Satyrspiel. In Landeck (Westpr.) kassierte die SA drohend eine Benzin-Rechnung beim Vorstand der Jüdischen Gemeinde, deren Gotteshaus sie tags zuvor mit diesem Benzin in Asche gelegt hatte. Die Abbruchskosten der Trümmer hatten die Jüdischen Gemeinden überall zu tragen. In ein anderes Städtchen der Grenzmark war der Befehl zur Synagogenentzündung nicht rechtzeitig gedrungen. Am 10. und 11. November beschwerten Meldungen, daß in der Nachbarschaft alle Synagogen rauchten, das Gewissen der pflichteifrigen SA. Nur die Synagoge dieser Stadt ragte noch unversehrt in den Himmel. Was tun, die Aktion war befehlsgemäß beendet! Nach langen hitzigen Beratungen entschloß man sich, das Werk ‚spontan nachzuholen‘, und in der Nacht vom 11. zum 12. November ging auch dieses ‚Schandmal‘ in Flammen auf; das steinerne Zeichen, das an schlechten Nachrichtendienst gemahnte, war getilgt.

Jedesmal, wenn seit den stürmischen Märztagen des Revolutionsjahres 1933, die Straße für politische Aktionen freigegeben war, wurde der Tag für Privatrache genutzt. So war es in der Deutschen Bartholomäusnacht am 30. Juni 1934, so am 10. November 1938. An diesem Morgen lagen in Düsseldorf, Emden, Chemnitz, Küstrin, Polzin, Bamberg und in so vielen anderen Orten, die mein Gedächtnis verloren hat, die Opfer der Privatrache in ihrem Blut. Den Rhein hinab schwammen aneinander gefesselt die Körper eines jüdischen Gastwirt-Paares; in Annaberg-Sachsen fand man die zerschmetterte Leiche eines Juden, der, von seinen ‚mutigen‘ Verfolgern über die Dächer gejagt, in den Tod stürzte. Wer zählt die Namen, wer zählt die Männer, die ihr Leben fortwarfen, die nach Jahren der Zermürbung, des Verlusts von Beruf und Vermögen, der quälenden

Sorge vor auswegloser Zukunft den Sprung in den Tod der Marter des Konzentrationslagers vorzogen! Von der Rheinbrücke in Köln stürzt sich der Berliner Bankier Dr. Paul Wallich, Gatte einer arischen Frau, dem Judentum entfremdet und nun auf der Flucht vor den Judenjägern fürchterlich daran erinnert. Sein Berufsgenosse von Schwabach, Bankier des Kaiserhauses, längst kein Jude mehr, endet am gleichen Tag. In Würzburg hört die Ehefrau unseres tapferen Freundes Justizrat Rosenthal die Schreckensbotschaft vom Freitod ihres Bruders. Als ihr Mann davongeführt wird, folgt sie dem Bruder. In München springen Justizrat Krämer und seine Frau aus dem Fenster. Bankier Aufhäuser, der Vater der Frau Krämer, genoß das Vertrauen bayerischer Könige. Vor den neuen deutschen Regenten fliehen die Kinder in den Tod.

Wer zählt die Namen der Männer, die in deutschen Konzentrationslagern dahinsiechen, verdarben, erschlagen wurden! Fast 35 000 hatte Hitler die Freiheit geraubt: 12 000, die Sudetendeutschen und Rheinländern, nahm Dachau auf, mehr als 10 000, die Juden aus Mittel-Deutschland, Sachsen und Schlesien – Buchenwald. 6 000 lagen in Sachsenhausen, der Rest in einem württembergischen Lager und in den Gefängnissen von Königsberg, Strelitz, Gelsenkirchen und Nürnberg. Was niemand als Alptraum zu träumen gewagt hatte, war furchtbare Tatsache geworden: die meisten männlichen Juden Deutschlands waren an einem Tag hinter Stacheldraht verschwunden. In Dachau, wohin man sie, in Viehwagen gepfercht, mit dem Versprechen gebracht hatte, daß niemand den Wagen lebend verlassen würde, sind die ‚Aktionsjuden‘ glimpflicher behandelt worden als in den anderen Lagern. Sie wurden nicht eingekleidet, brauchten nicht zu arbeiten, sondern nur ‚Appell zu stehen‘ und zu exerzieren. Aber auch hier ist der Mord umgegangen, und viele Hunderte – nach einer Schätzung, die ungeheuerlich klingt, aber leider zuverlässig ist, fast tausend – sind nicht zurückgekehrt; Krankheiten und der schroffe Wechsel ihrer Lebensbedingungen haben sie gefällt.

Buchenwald aber, das fluchbeladene Buchenwald im Schatten des Goethe'schen Weimar hat seinen furchtbaren Ruf bestätigt. In den ersten vier Tagen ist dort eine Hölle entbrannt: ohne Wasser, ohne zulängliche Ernährung, ohne ausreichende Hygiene wurden mehr als 10 000 Juden in unfertige Baracken gestopft. Auf ungehobelten Brettern mußten sie gleichsam wie in Regalen, fünf Stock übereinander, nächtigen. Übermüdung, Krankheiten, Durst, Hunger, Prügel: auf solchem Boden wachsen psychotische Ausbrüche. Widerwärtige Unsauberkeit quält die Männer und fordert den Wahn. Lehrer Singer aus Nordhausen springt vor seine Gruppe und beginnt, militärisch zu kommandieren. Faustschläge bringen ihn nicht zum Schweigen. Als er in seinem krankhaften Taumel noch einmal alten soldatischen Geist beschwört, wird er rücklings an einen Baum gehängt wie unsere Leute an den ‚Pfahl‘. Sein 25jähriger Sohn sieht das entsetzliche Schauspiel, und weil er dem verröchelnden Vater nicht helfen kann, rennt er in den elektrischen Draht.

Von einem anderen Mann am Baum erzählt mir Dr. Ochs. Ein SS-Mann hat sich vor dem rücklings Aufgehängten aufgestellt und martert ihn mit inquisitori-

schen Fragen. „Wenn Sie mir versprechen, mich auf anständige Weise umzubringen, will ich es Ihnen sagen“, stößt der Gefesselte hervor. In den Baracken hören die Männer die Todesschreie derer, die draußen in der Nacht unter den Knüppeln der SS verenden. Unter solchem furchtbaren Grauen zerbricht die hemmende Vernunft, und es gellt aus den Menschen: „Mörder Hitler!“ – „Schema Jisroel!“ – „Das sind Helden, an wehrlosen Menschen vergreifen sie sich!“ Die SS stürmt in die Baracken, sie unterscheidet nicht, wer wahnsinnig war, wer es wurde oder wer in einem Anfall von Auflehnung aufschreit. Wahlos holt sie sich ihr Opfer an den ersten drei Abenden aus den Baracken und schlägt sie mit Holzknüppeln tot, wie man einen – nein, ich weiß nicht, welche Ungeheuer man so zu Tode bringt.

Nach einstimmigen Schätzungen sehr vorsichtiger Freunde sind in den ersten drei Tagen mindestens 30, wahrscheinlich aber 40 Menschen buchstäblich ‚totgeschlagen‘ worden. Drinnen in den Baracken mußten die Kameraden die Todesschreie der Opfer und die Antwort der SS hören: ‚Brüllt nicht so, krepirt wenigstens anständig.‘ Später haben jüdische Ärzte versucht, die psychotischen Zustände, Verzweiflung, religiösen Wahn, Tobsuchtsanfälle mit Beruhigungsspielen zu bekämpfen. Männer im Kreis, mit denen die Ärzte ‚Häschen in der Grube‘ spielten, Männer, die mit dem Finger Zirkel in der Luft beschrieben: noch hier und heute spricht ein alter Bekannter von diesem Anblick als dem furchtbarsten seines Lebens. An den Folgen des Durstes, der schlechten Ernährung mit ihren Verdauungsstörungen, an Lungenentzündung und anderen Krankheiten, sind von den etwa 10 000 Eingelieferten binnen acht Wochen etwa 600 gestorben. Da aber bis spät in das Frühjahr hinein ‚November-Juden‘ in Buchenwald verblieben, muß die Zahl der Lagertoten auf etwa 750 geschätzt werden. Wieviele den Nachwirkungen dieses Lagers zu Haus erlegen sind, weiß niemand.

Auch wir wissen nicht, wer von den Sachsenhausener Kameraden draußen in der Freiheit, in Berlin und der Provinz zugrundegeht. Nur zufällig hören wir die Trauerbotschaft: Feisst-Wollheim, Träger zweier alter guter Namen, das enfant terrible unseres Block 16, stirbt unter fürchterlichen Qualen an einer Sepsis, Goldstein und Liebermann, Kameraden von der Steinklopfer-Kolonie folgen ihm, Herzberg (Schönlanke) übersteht eine Lungenentzündung nicht. Das jüdische Krankenhaus in Berlin kann die Einlieferungen kaum fassen: Frostschäden, Sepsis, Lungenentzündung. Manche ertragen das Gefühl der wiedergefundenen Freiheit nicht und brechen in Erinnerung an das Erlebnis von Sachsenhausen zusammen: Kamerad Gassmann, Rechtsanwalt aus Gleiwitz, nimmt sich in völliger seelischer Vernichtung das Leben¹⁴⁶.

¹⁴⁶ In der Häftlingskartei der KZ-Gedenkstätte Sachsenhausen finden sich die Häftlinge Ernst Feisst-Wollheim, der am 15. 12. 1938, und Walter Gassmann, der am 11. 1. 1939 entlassen worden ist. In der Totenkartei der Gedenkstätte sind die Namen Feisst-Wollheim, Herzberg, Liebermann und Gassmann nicht verzeichnet, zwei Häftlinge namens Goldstein sind 1940 ums Leben gekommen

Wer zählt die Namen, wer zeichnet sie in das Memorbuch ein, nun da die Chronik der Märtyrerzeit versiegelt ist, wir ihre Schreiber selbst Opfer waren! So viel ist gewiß: 560 Synagogen in Asche, unersetzliche Dokumente ältester deutsch-jüdischer Geschichte zerstört, die Thora-Rollen zerschnitten, die Gebetbücher im Straßenkot zerstampft, Tausende Heime und Geschäfte zerschlagen und geplündert, zerschmetterte Körper schuldlos gehetzter Menschen auf den Pflastern der deutschen Straßen, Hundert erschossen und erschlagen. 35 000 in den Lagern, wohl 1200, die von dort nicht mehr heimkamen und Ungezählte, die die Freiheit nur für die letzten Tage ihres Lebens wiedersehen – das ist die Beute, die der tapfere Führer vom Tag der Vernichtung heimbringt! Pogrom, deutscher Pogrom! Das Wort schmeckt schlecht. Selbst die Judenhetzer vom alten Schlag liebten es nicht. ‚Radau-Antisemit‘, ‚Dresch-Graf‘, ‚Knüppel-Kunze‘, ‚russischer Pogrom‘, ‚Kischinew‘ – man sah sich nicht gern in solcher Kumpanei. Aber jetzt, wo nicht mehr Bünde und Grüppchen sie diskutieren, wo die Judenfrage mit den Maßstäben der Großen Politik gemessen, wo sie praktisch, umfassend und unerbittlich gelöst wird nach dem Willen der deutschen Führung, jetzt wird er im Rampenlicht der Weltbühne blutige Wirklichkeit, der Pogrom rast durch Deutschland. Im Namen seines Führers, im Namen der neuen deutschen Weltanschauung, in der Verantwortung vor der Geschichte – Pogrom im Lande Goethes und Kants, Pogrom über Deutschland – Heil Hitler! – Gute Nacht, Deutschland!

Aber das deutsche Volk sagt nicht ‚Gute Nacht, Deutschland‘, es schläft schon lange. Unsere Stimme des Schweigens dröhnt unüberhörbar in die Welt. Die Welt ist erwacht – der deutsche Bürger schläft. Die Juden-Not, die Schändung des deutschen Namens, seines Namens, ‚Mörder über Deutschland‘! – nichts bringt ihn aus seinem Schlaf. Der 10. November hat ihn nicht wachgerüttelt, er nimmt ihn hin wie die Judenverfolgung, die seit jenem ersten April 1933 als deutsche Politik gilt. Ein Häuflein, das sich empört, vielleicht sogar leidet, das sich dieses Führers schämt und aufbegehren möchte. Aber aufzubegehren wagt nur einer, eine Frau, eine Frau aus einem deutschen Pfarrhaus. Sie, die Gattin des Bonner Orientalisten und Theologen Wilhelm Kahle, protestiert mit ihrem Sohn, indem sie am 10. November in einem Bonner jüdischen Geschäft Glasscherben zusammenlegt. Die Universität schließt diesen Sohn vom Besuch aller deutschen Universitäten aus, der weltberühmte Vater muß seinem Lehrstuhl entsagen, die Familie wird brotlos und heimatlos. England hat sie aufgenommen. Aber weil es nur einen Deutschen gibt, der das ‚Ich kann nicht anders‘ wagt, konnte man ihn brotlos machen.

Mitleidige Sympathie, wohlwollende Hilfe im Stillen, haben viele bezeugt. Wir, um die es einsam geworden ist, haben solche Wärme dankbar empfunden, Zeugnisse des Mitleids schon als documents humains, als mutige Tat überschwenglich dankend begrüßt. Wir haben vergessen, daß selbst im Hitler-Deutschland Tausende Caritas pflegen oder liebevoll mitleidend Tiere schützen. Wir haben vergessen, daß wir nicht um Mitleid zu bitten, daß wir – nein, daß Deutschland, seine Geschichte, sein so oft beschworener Geist Auflehnung, leidenschaftlichen Protest zu fordern hätte. Protest nicht um der Menschlichkeit willen, Protest nicht al-

lein gegen die Schändung des deutschen Namens durch eine Horde gewöhnlicher oder besser ungewöhnlicher Krimineller, sondern Protest aus vaterländischer Sorge, aus nationalem Egoismus: Protest der Deutschen gegen die schändliche Austreibung ehrenhafter und verdienter deutscher Volksgenossen jüdischen Stammes! Kein deutscher Fürst, kein deutscher Führer, kein deutscher Bischof, der sich den Horden entgegen und schirmend vor die Juden stellt wie in den Tagen der Kreuzzüge und des Fettmilch. War es ein Traum, den wir geträumt, ein Schemen, dem wir nachgejagt! Waren sie vergeblich gelebt diese 120 Jahre jüdischer Emanzipation, vergeblich die Rechtschaffenheit von fünf Generationen, treu in Tat und Gesinnung, vergeblich die Leistung von Großen, vergeblich die Opfer?

Die Bitterkeit des Zweifels überkommt mich nicht, weil ich an die Unentwegten denke, die Mordbrenner und Judenpeiniger, den plündernden Pöbel und die Friedhof-Schänder. Gewiß, wir leben unter der Last des Wissens, daß in unserem Volk dies geschehen ist: Schulkinder haben sich klassenweise vor die brennende Synagoge gestellt und gesungen: ‚Die Synagoge brennt, die Synagoge brennt‘ (Chemnitz), – Lehrer haben am 10. November ihre Schule zum jüdischen Friedhof geführt und ihn durch die Schulkinder verwüsten lassen, so vandalisch verwüsten lassen, daß die Polizei ihn sperrte, damit niemand das Bild solcher Zerstörung sah. (Fürstenwalde, Provinz Brandenburg). Universitätsassistenten sind in jüdische Wohnungen eingedrungen und haben mitgewirkt, sie zu zertrümmern. (Heidelberg) Aber ich täusche mich nicht, die Zahl dieser Unentwegten ist nicht groß. Es gibt sie, die Barbaren, denen keine Maßnahme scharf genug ist: Brennen die Synagogen, dann fragen sie unwillig, warum die Juden nicht hängen. Aber Rohlinge gibt es in jedem Volk; im deutschen sind sie leider politische Trabanten und Spießgesellen der Führer geworden. Gleichwohl die Rohlinge und Fanatiker, in denen der Judenwahn geistert wie einst der Hexenwahn in ihren Vorfahren, zählen nur nach Zehntausenden, und damit ist gesagt, daß noch nicht einmal die SS, gewiß nicht die ganze Mitgliedschaft der NSDAP oder gar das deutsche Volk mit ihnen marschiert.

Und ich klage auch nicht an die Gleichgültigen, die Masse des deutschen Volkes, die unpolitischen, stumpfe, ängstliche Masse. Sie weiß von der Judenjagd, sie weiß von jenem 10. November, sie erzählt sich die bösen Geschichten, raunt sie sich zu und ein prickelndes Gruseln läuft ihr über den Rücken. Sie horcht auf, schüttelt den Kopf, wagt vielleicht ein Wort des Eifers im engsten Kreis der Familie, verbietet den Kindern es nachzusprechen und geht, rasch beruhigt, zu Bett. Das Empfinden des deutschen Bürgers, der Hinz und Kunz, ist mir in einem Bild erschienen; im Bild des anständigen, ehrsamten deutschen Kleinbürgers, der von der Höhe des Rechts-Denkens eine Leiter hinuntersteigt, Stufe um Stufe hinuntersteigt, bis sein Füße in einer Mördergrube stehen. Am 1. April 1933 ist er erwacht und wurde belehrt, daß die Juden gefährliche Staatsfeinde sind, daß sie die Welt gegen Deutschland mobilisieren. Er schüttelte den Kopf, der deutsche Bürger Hinz Kunz, sah sich seinen jüdischen Nachbarn, Herrn Cohn, an, der ein Konfektionsgeschäft führte und seinen Hausarzt, Dr. Levy. Er maß sie erstaunt; der Dolch des Staatsfeindes wollte in die Hand dieser freundlichen Menschen nicht

recht passen. Aber die Regierung hat Boykott gegen die Juden angesagt, und was die Regierung tut, ist Befehl, man ist gewohnt, zu gehorchen. Wenn man nicht gehorcht, kann einem selbst etwas geschehen, das darf nicht sein. Irgendetwas wird schon ‚dran sein‘, sonst würde doch nicht die Regierung – die Regierung – Es ist doch die Regierung – Aber unser Hausarzt, der Dr. Levy ist doch ein anständiger Mensch. Schade, daß es auch ihn trifft!

Aus dieser Mischung von Untertanengehorsam, Angst, antisemitischen Verdacht und Mitleid, entsteht eine Haltung der kritischen Billigung, der halben Billigung, der halben Kritik. Sie drückt sich in jenen abgestuften Formeln aus, die man seit dem 1. April 1933 in hundert Abwandlungen hören konnte:

„Hätten sie nur die Ostjuden hinausgejagt, gut! Aber, daß sie nun auch die deutschen Juden...“

„Wenn sie nur die jüdischen Beamten entlassen hätten, – einverstanden! Aber daß sie nun auch die Ärzte und Anwälte...“

„Jüdische Ärzte und Anwälte hat es zu viel gegeben, daß muß ich auch sagen. Wenn sie da gesiebt hätten, dagegen hätte kein Mensch etwas gehabt. Aber, daß sie jetzt die Kaufleute boykottieren, dagegen...“

So geht es die Stufen der Entrechtung hinunter bis zu den Nürnberger Gesetzen von 1935. Da mag man die Erziehung der Staatsbürgerrechte gebilligt, die Dienstmädchen-Zwängsentlassung aber kritisiert haben.

Und am 10. November 1938?

„Hätten sie nur ein paar Scheiben eingeschlagen, na ja, die Partei war sehr erregt. Aber daß sie auch in die Wohnungen gegangen sind, wie leicht hätte es Verwechslungen geben können und überhaupt...“

„Das mit den Wohnungen kann man noch verstehen, aber daß sie die Juden alle eingesperrt haben...“

„Daß die Juden im KZ sind, – nun ja – sie müssen ja doch raus. Aber das Abbrennen der Synagogen...“

„Daß sie die Synagogen verbrannt haben, das war eine Demonstration. Aber daß sie jetzt einen Parkplatz machen, wo früher die Synagoge stand und ein Klosett dort bauen, wo die Juden früher gebetet haben, daß...“

Dies ist nicht die unterste Stufe der Leiter. Auf den untersten angelangt, wird der deutsche Bürger sagen. „Daß man die Juden totgeschlagen hat – es ist Krieg und unsere Leute fallen auch. Aber, daß man sie in Massen verscharrt und ihnen noch nicht einmal ein anständiges Grab gönnt, – das brauchte nicht zu sein!“ Wer die erste Stufe betrat, der gleitet bis zur letzten, zwingend, unentrinnbar. Aus Feigheit hat er die erste bestiegen, hat sich nicht eingestanden, wie feige er ist; hat geschwiegen, als seine Führer die ersten Schritte zur Entrechtung taten, hat geschwiegen, als der Entrechtung die Austreibung folgt, muß schweigen, als jetzt der Mord umgeht. Er hat eine Krume aus dem Brot des großen Giftmischers gegessen, hat dem Verführer nicht widerstanden, ist ihm mit den Jahren mehr und mehr hörig geworden. Hätte er nicht neugierig einen Brocken aus seiner Hand genommen, er wäre ihm nicht verfallen. Nun ist es zu spät.

Nach meiner Wiederkehr begegne ich dem deutschen Bürger, dem deutschen Kleinbürger, weil er mir etwas Gutes tun will, erzählt er von einer Gauleiter-Konferenz, „bei der es mächtigen Zunder gegeben hätte“. Der 10. November habe ja so viele Werte, deutsches Volksvermögen, vernichtet und den Vierjahresplan gestört. Ich weiß, daß er es gut meint, der kleine Mann, der mir so etwas sagt. Ich halte diese Reaktion fest, weil sie – niederträchtig ist. Kein Wort des Abscheus, kein Protest! Die ideal gesinnten Führer des Dritten Reiches protestieren nur, weil zerschlagene Scheiben jüdischer Geschäfte nicht in den Vierjahresplan passen. Manchmal aber tarnt sich die Niedertracht nicht mehr, sie wird zur offenen Bosheit: „Das mit den Scheiben hat der Göring wieder mal genial gemacht! Die Versicherungen müssen den Schaden ersetzen, aber die Juden bekommen das Geld nicht, das geht an den Staat!“

Meister H., mein Schneider, der wackere deutsche Kleinbürger, muß meine Anzüge enger machen, weil mir 15 Pfund fehlen. Er sieht meinen rasierten Kopf und fragt:

„Sie waren verweist?“

„Ja, wenn Sie das so nennen wollen.“ „Schade, daß Sie uns nicht besucht haben, sehr schöner Aufenthalt!“

Lächeln – Verlegenheit – Schweigen. Dann:

„Eine harte Maßnahme.“

Mehr wagt er nicht zu sagen, mehr hat der deutsche Bürger nicht gesagt zu diesem Tag seiner Schande.

Ich kann sie nicht tadeln, sie tun mir leid, die armen kleinen Menschen. Aber dürfen wir auch denen vergeben, die einst beanspruchten, Deutschlands Führerschicht zu sein? Dürfen wir sie nur bemitleiden, jene kläglichen, um ihre Existenz bangenden, erbärmlich feigen deutschen Geistigen? Ich kenne eine sehr offene Aussprache eines getauften Juden mit einem hohen deutschen Offizier, der aus verwandtschaftlicher Bindung manchmal noch wagte, das jüdische Haus zu betreten.

„Ihr habt kein Recht mehr, von deutscher Ehre, Tradition und Ritterlichkeit zu sprechen. Ihr habt keinen Anspruch auf Achtung mehr, die ihr diesen 10. November erlaubt habt.“

„Wir können aus Deutschland kein zweites Spanien machen. Auflehnung bedeutet Kampf gegen die starke SS, Bürgerkrieg. Und – wir dürfen auch die Vorbereibungen im Osten nicht stören.“

Die nüchterne Antwort eines deutschen Offiziers ist aufschlußreich. Bringt der Gewaltzug, der sich seit langem vorbereitet, ein neues deutsches Weltreich als Beute heim, dann mag das Schicksal der deutschen Juden denen unwichtig erscheinen, die stets von der Änderung der Weltkarte träumten.

Aber die anderen? Sie können das große Ziel nicht einmal vorschützen, sie zittern für ihr Brot und für ihre Bequemlichkeit. Vor einem Berliner Gericht wird ein Zivilstreit ausgetragen, in dem das Jude-Sein des Klägers eine entscheidende Rolle spielt. Die Anwälte beginnen die Grundsätze der Judenfrage zu erörtern: „Meine Herren“, sagt der Richter, „ich habe eine Frau und vier Kinder. Muß diese

Frage wirklich vor mir und auf meinem Rücken ausgetragen werden?“ Irgendwo in der Nähe von Berlin leben alte Freunde meiner Schwiegermutter, ehrenwerte höhere Beamte im Ruhestand. Die Freundschaft eines Lebens bindet sie an Evas Elternhaus. Als sie nach Berlin kamen, sind die treuen Alten meiner Schwiegermutter in gewohnter Herzlichkeit um den Hals gefallen. Später wurden die Abstände zwischen den Besuchen weiter und weiter. Seit jenem 10. November sind sie nicht mehr gekommen, haben es nicht gewagt, in die Weltstadt zu kommen; man könnte gesehen werden, und man lebt vom Ruhegehalt des Staates, der einer alten Frau ein Kind nach dem anderen nimmt. Sie wird sehr einsam sein, die alte Freundin, wird verdämmern; wir können ihre Hand nicht mehr drücken, wir müssen leben.

Ein deutscher Oberlehrer hat für sich und die geistige Führerschicht, die es wagt, aufrichtig gegen sich selbst zu sein, die rechte Formel gefunden: „Uns bleibt nur die Wahl zwischen ehrlos und brotlos.“ Und sie haben alle rasch gewählt, auch die Unabhängigen, deren geistige Vergangenheit ein Opfer gefordert hätte. Hätten sie nicht alle oder fast alle so rasch gewählt, wären sie nicht alle oder fast alle so willig eingeschwenkt, das Dritte Reich hätte veröden müssen, es hätte die geistige und künstlerische Leere nicht ertragen. Die SS hätte sie nicht stellen können, die Lyriker und Dramatiker, denen deutsche Kunst ihren Namen dankt. Aus der Hitler-Jugend hätte ein Rust die leeren Plätze nicht besetzen können, die an deutschen Universitäten entstanden wären, hätten entstehen müssen, wenn – man nicht so viel lieber ehrlos und brotlos wäre. Es fordert Selbstverleugnung, sie zu verstehen, ihre Haltung gar zu billigen, die Entschuldigung anzunehmen, die Entschuldigung der mitschuldigen deutschen Geistigen. Aber alles Verstehen wächst über bitteren Zweifel hinaus, wandelt sich zur zornigen Verachtung angesichts jener niedrigsten Gruppe hinterhältiger Feiglinge, die ihre eigene Feigheit in Vorwurf, ihre Erbärmlichkeit in Anklage ummünzen. Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuld.

Im allgemeinen verdrängen sie ihr Wissen aus Feigheit. Was man in den Straßen raunt, ist unwahr. Und ist es nicht unwahr, so ist es übertrieben. Aber dieser 10. November mit seinen rauchenden Synagogen ist wahr. Und der jüdische Nachbar ist gestern aus dem Lager zurückgekehrt, eigentlich ... müßte ich nicht eigentlich protestieren? Ich? – Die Juden selbst haben schuld – natürlich sind sie schuld, warum sitzen sie überhaupt noch hier – sie wissen doch, daß der Führer sie nicht will – unsereiner bleibt nicht, wo man ihn nicht wünscht – taktlos, die typische jüdische Aufdringlichkeit – hätten sich ja denken können, daß es mal so kommt – und nun hat gar noch einer geschossen – sie können sich nicht wundern, wenn man sie jetzt scharf anpackt! Der Ermordete ist schuld, der deutsche Bürger hat es bewiesen.

Man soll dem Durchschnitts-Deutschen nicht gestatten, in die nationale Ausrede zu flüchten, es ist wichtig, seine wahren Motive bloßzulegen. So wird nicht nur ein politisches oder judenfeindliches Phänomen enthüllt. (Obwohl wir es auch ‚nur‘ um der Juden willen analysieren dürften; es geht ja um das Schicksal von Millionen Menschen – Menschen!) Diese Analyse deckt zugleich letzte Wur-

zeln menschlichen Empfindens auf, sie desillusioniert unerbittlich, sie kratzt die Zivilisationstünche ab. Das sogenannte Rechtsdenken entlarvt sie als fadenscheinigen Schirm, hinter dem nicht Unbeugsamkeit und nicht Gerechtigkeitsgesinnung, sondern Furcht vor der Macht und Sorge um das kleine Selbst als wahre Triebkräfte zum Vorschein kommen. ‚Es ist schade um die Menschen!‘

Am 30. Januar 1939 tritt der Mann, den die deutschen Menschen als ihren Führer dulden, mit dem sie ihren Frieden gemacht oder den sie als Genius verehren, vor das deutsche Volk und ‚in dieser nicht nur für Deutschland entscheidenden Stunde‘ vor die Welt. Denen, die mit flauen Entschuldigungen vielleicht noch einen Ausweg vor sich selbst suchten, nimmt er die letzte Ausrede. Er bekennt sich zu diesem 10. November, zu seinem Vernichtungswerk, bekennt sich zur erbarmungslosen Austreibung und getreu der Räuber-Moral zur Räuber-Parole: ‚Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuld.‘ In den letzten Jahren hat er nicht oft zur Judenfrage gesprochen. Seinen Reden über Deutschland und die Politik der Welt hätte das Körnchen Salz gefehlt, wenn nicht in jeder ‚der jüdische Bolschewismus‘ erschienen wäre. Aber was er dachte und in staatsmännischer Einsicht und nach angelernten diplomatischen Formen nicht aussprechen wollte, das ließ er Streicher sagen. Im September 1935 mußte er als Staatsmann die Lösung der Judenfrage durch die Nürnberger Gesetze begründen. Es klang damals nicht recht überzeugend, daß deutsche Menschen, Europäer, ihr Staatsbürgerrecht verlieren sollten, weil ein jüdenfeindlicher Film ausgepiffen wurde. Ein Verlegenheits-Einfall! Heute spritzt der Haß aus ihm, er faucht, er überpoltert sich: ‚Die Juden ... in Deutschland sind sie uns schon restlos erlegen.‘ Er weidet sich an dem leichten Sieg über Wehrlose, die Lust gestillter Rache quietscht aus seinem Geschrei. ‚Ich war oft Prophet und bin oft ausgelacht worden, besonders von Angehörigen des jüdischen Volkes. Ich will heute wieder prophezeien: wenn es diesem Volk noch einmal gelingt, die Völker Europas in einen neuen Krieg zu hetzen, dann wird das das Ende des Judentums in Europa sein.‘¹⁴⁷ Seine Rede ist eine Kriegsfanfare, aber nicht er, die Juden, die ihm ‚schon restlos erlegen sind‘, bereiten den Krieg vor. Das ist nicht minderwertige, hinterhältig tückische Taschen-

¹⁴⁷ Die häufig zitierte Passage aus der Rede, die Hitler am 30. 1. 1939 vor dem Reichstag hielt, lautet: „Ich bin in meinem Leben sehr oft Prophet gewesen und wurde meistens ausgelacht. In der Zeit meines Kampfes um die Macht war es in erster Linie das jüdische Volk, das nur mit Gelächter meine Prophezeiungen hinnahm, ich würde einmal in Deutschland die Führung des Staates und damit des ganzen Volkes übernehmen und dann unter vielen anderen auch das jüdische Problem zur Lösung bringen. Ich glaube, daß dieses damalige schallende Gelächter dem Judentum in Deutschland unterdes wohl schon in der Kehle erstickt ist. (Lebhafter Beifall) Ich will heute wieder ein Prophet sein: Wenn es dem internationalen Finanzjudentum inner- und außerhalb Europas gelingen sollte, die Völker noch einmal in einen Weltkrieg zu stürzen, dann wird das Ergebnis nicht die Bolschewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa! (Anhaltender stürmischer Beifall).“ Verhandlungen des Reichstages, Bd. 460, Stenographische Berichte 1939–1942, 1. Sitzung, 30. 1. 1939, S. 16.

spielerei, sondern neudeutsche Diplomaten- und Propaganda-Kunst. „Man bleibe uns mit Humanität vom Leibe. Die Demokraten triefen vor Mitleid, aber sie nehmen uns die Juden nicht ab, die so viele ansteckende, sanitäre und politische Krankheiten über unser Volk gebracht haben.“ Die Sätze peitschen, man hört den Haß förmlich zischen: „Ich bin oft von Angehörigen des jüdischen Volkes ausgelacht worden, wenn ich sagte, daß mir einmal die Führung dieses Volkes anvertraut werden würde. Das Lachen wird ihnen inzwischen in der Kehle erstickt sein!“ Er scheint sich das Blut von den Lippen zu lecken wie eine Hyäne, die sich das Aas hat gut schmecken lassen. Dieser Haß ist echt! Dieser Haß ist Rache! Rache des kleinen Mannes, Rache des Abgeblitzten und Rache des Ausgelachten.

Was verbirgt sich dahinter? Nur jene Gefühle, die man besser nicht charakterisiert, sondern wörtlich in Hitlers Buch nachliest; nur Neid und gehässige Eifersucht des arischen Österreichers, der „den gelben Judenjungen im dunklen Hausflur dem deutschen Mädchen auflauern sieht“¹⁴⁸? Ist es nicht vielleicht eine persönliche Affäre? In seinem Klassiker spricht er langatmig und merkwürdig über die böseste der Sexualkrankheiten, und auch in dieser Rede ist der in der gesamten jüdenfeindlichen Literatur unbekannte, Hitlerisch-originelle Vorwurf erhoben, daß die Juden „ansteckende sanitäre Krankheiten“ über das deutsche Volk gebracht haben. Sonderbar! Die andere Wurzel des Hasses: ausgelacht. Vielleicht haben seine jüdischen Asyl-Genossen in Wien ihn ausgelacht, den Großmannssüchtigen, denn Alles-Besser-Wisser, den politischen Nörgler, der von utopischen Zielen faselte, sich in sie vor der Wirklichkeit flüchtete, weil diese Wirklichkeit Konzentration, Fleiß, Kenntnisse, Arbeit fordert, wenn man sich durchs Leben bringen will. Sie mögen gelacht haben, als der Bauzeichner Hitler sich zu vornehm dünkte, der Gewerkschaft beizutreten, sozialistisches Klassen-Bewußtsein zu bewähren. „In Österreich gibt es tausend Hitler“, hatte mir einmal ein sehr bekannter deutscher Schriftsteller gesagt. Und er meinte damit jenen Typ des Bierbank-Politikers, des Viel-Redners und politischen Phantasten, über den man in der ganzen Welt lacht, wenn er als Lustspielfigur auf der Bühne erscheint.

„Das Lachen wird ihnen inzwischen in der Kehle erstickt sein.“ Das Wort schneidet wie ein Messer. Ein kleiner Mann rächt sich. Sonderbar! Ein kleiner Mann erschüttert die Welt. Sie zittert vor ihm. Und ich kann mich noch immer nicht verstehen, den kleinen Mann groß zu sehen, so groß, wie ihn seine Propaganda oder der Haß seiner Feinde macht. Ich weiß, was er angerichtet hat, ich spüre die Realität seiner Macht an mir, nichts und niemand, der solchen Einfluß auf meinen Lebensgang genommen hätte. Der erste Gedanke, wenn ich er-

¹⁴⁸ Das Zitat aus Hitlers „Mein Kampf“, das die antisemitischen Sexualphantasmagorien kenntlich macht, heißt im Original: „Der schwarzhaarige Judenjunge lauert stundenlang, satanische Freude in seinem Gesicht, auf das ahnungslose Mädchen, das er mit seinem Blute schändet und seinem, des Mädchens, Volke raubt.“ Hitler, Mein Kampf, München 286.-290. Auflage 1938, S. 357.

wachte und der letzte, wenn endlich der Schlaf kam, den mir sein Wüten so selten ließ. Er hat mir alles genommen, was ich besaß, zweimal den Beruf, Freunde, Familie, Wohnung und Vermögen, er treibt mich aus meinem Vaterland, er wird mich weiter treiben, sein Krieg wird mir folgen, seine Bomben und das Giftgas seiner Propaganda, und doch vermag ich nicht, die Persönlichkeit Hitler ernst zu nehmen, den Hysteriker, den Judenfresser, den rachsüchtigen Bösewicht. Die Welt sieht Genialität und Dämonie, ich sehe nur einen genial-dämonischen Zug: die infernalische Verachtung des Menschen, seines eigenen Volkes, dem er schonungslos jede Brutalität, jedes Opfer an Gut, Gesinnung und Leben, jede Gefolgschaft für Abenteuer Jules Verne'scher Phantasie zumutet und mit seinem Terror aufzwingt.

'Der Führer' hat das Signal aufgenommen, daß sein 10. November gellend gegeben hat: „Deutschland muß judenrein werden“. Entmachtung, Entrechtung, Enteignung – jede Forderung so ungeheuerlich, daß kaum die Radikalsten der Radikalen sie auszusprechen wagten. Aber als das deutsche Volk die Hetzer wahren ließ, als kein Proteststurm sie hinwegfegte, als die Auslands-Antwort zwar störte, aber doch nicht realpolitisch gefährlich wurde, da steigerten sich die Haß- und Vernichtungsgelüste des regierenden Pöbels ins sinnlos-Maßlose. Und was kein Nazipogrom je gefordert, wurde zur Regierungsparole: „Deutschland muß judenrein werden – die Juden müssen raus!“ In hundert Abwandlungen tönte sie uns nun entgegen, bald mitleidsvoll, bald schadenfroh, bald gleichgültig das Unabänderliche feststellend, bald haßerfüllt triumphierend.

Das also war der Sinn jenes 10. November, des deutschen Pogroms. Der Brand der Synagogen wurde zum grausigen Fanal, das uns zu Abbruch und Aufbruch, die Schergen aber aufrief, den geschlagenen Feind zu verfolgen. Weil ‚die Juden raus müssen‘, ist denen, die im Lager waren, eine Erklärung abgepreßt worden, die hierzu ursprünglich nicht gezwungen werden wollten, mußten sich nach und nach zu der gleichen Erklärung verstehen wie die anderen ‚November-Juden‘. Nur die ganz Alten waren ohne jede Verpflichtung entlassen. Manche Leitstellen der Geheimen Staatspolizei übertrumpften die Grundsätze ihrer Leitung: sie ließen niemand frei, dessen Angehörige nicht Schiffskarte und vierten Paß vorweisen konnten, ja sie beförderten die Opfer der Aktion aus den Lagern direkt aufs Schiff; Kriminalbeamte begleiteten sie. Menschen, die mittellos oder ohne Beziehung waren, haben so bis in den Sommer 1939 in den Lagern verbleiben müssen.

Die Berliner Staatspolizei ordnete für die meisten Entlassenen tägliche Meldepflicht an und verlangte regelmäßige Bericht über den Stand der Auswanderung. Wer die Polizeireviere nach dem Grund dieser Polizeiaufsicht fragte, erhielt die lakonische Antwort: „Seien Sie froh, daß Sie sich nicht dreimal täglich melden müssen.“ Auch diese Quälerei gehörte zur Taktik, dem geschlagenen Feind keine Ruhe zu gönnen; sie wurde in Berlin erfolgreich geübt. In Wien aber, wo Art und Tempo der Austreibung von jeher rücksichtsloser noch als im 'Altreich' waren, erfand der Kommissar Eichmann vom Sicherheitsdienst der

SS (SD) die tägliche ‚Stellung‘ einer bestimmten Zahl von Juden. Die Jüdische Kultusgemeinde Wien hatte den Bütteldienst zu leisten; heute 150, morgen 200, nächstens 300 Zählnummern für die Austreibungsstatistik. Es gibt keine legalen Visa, – „nun so nehmt illegale oder nehmt gar keine, die grüne Grenze ist lang und dunkel“. Es gibt nicht genug Spezialisten, nicht genug geschulte Landwirte, die in einigen Ländern noch erwünscht sind; aber warum so ängstlich, die Gestapo ist großzügig. Sie macht aus dem Anwalt einen Feinmechaniker, aus dem Kaufmann einen Landwirt, sie fälscht jeden Paß, wenn der Inhaber dann nur rasch verschwindet.

Palästina sperrt die Einwanderung! Die erfindungsreiche Gestapo geht gemeinsam mit geschäftstüchtigen Reisebüros ihren eigenen Weg: Gestapo-Schiffe nehmen Kurs auf Haifa, vor dessen Hafen-Einfahrt sie als Gespensterschiffe tagelang umherirren, ohne landen zu dürfen.

„Wie, nur 295 Juden für morgen auf der Liste? Ich habe doch 300 verlangt!“

„Die Familie X kann morgen nicht reisen, zwei Kinder liegen im Hospital.“

„Die Familie X reist morgen; die Kinder gehen mit! Das erscheint Ihnen vielleicht hart, Herr Kultusvorsteher? Sie werden sagen, unmenschlich, wie? Da ist aber einmal so!“

So befolgt Eichmann die Parole seines Führers. Hart muß man sein, eisig unbittlich! Er träumt von Torquemada¹⁴⁹, der junge Kommissar vom SD, der sich nun als Herr über Leben und Tod fühlt und es auch ist. Alle Erinnerungen aus der Zeit, in der er Indianer-Schmöker und schlechte Jugendliteratur las, steigen in ihm auf; die Kolportage-Szenen aus der Geschichte seiner Bewegung, die blutige Wirklichkeit waren, werden in ihm lebendig. An jenem 30. Juni schossen die Executions-Pelotons auf das Kommando: ‚Der Führer will's! Gebt Feuer, Heil Hitler!‘ – ‚Der Führer will's, die Juden müssen raus, dem großen Manitou zu dienen, mischt sich mit kleinbürgerlicher Wichtigtuerei und angeborener Lust am Quälen. Am 15. März 1939 erntet er den Lohn für die rasche Entjudung Wiens: der Kommissar Eichmann wird Polizeichef von Böhmen und Mähren¹⁵⁰.

Man muß dem Feind auf den Fersen bleiben, heißt eine alte taktische Regel. ‚Heute Nacht beginnt eine neue Verhaftungs-Aktion. Ich habe es ganz vertraulich aus bester Quelle.‘ Das Gerücht schleicht wie Nebel am Boden, faul und verschwommen, grau und widerwärtig. Schon vor Wochen war eine Konferenz im Innenministerium. Die November-Aktion soll wiederholt werden. Einen

¹⁴⁹ Der Dominikanermönch Thomas de Torquemada (1420–1498) war Großinquisitor in Spanien.

¹⁵⁰ Mehrere Monate nach dem Einmarsch deutscher Truppen in die Rest-Tschechoslowakei am 15. 3. 1939 wurde im Juli 1939 in Prag die „Zentralstelle für jüdische Auswanderung in Böhmen und Mähren“ bekanntgegeben. Zu deren offiziellen Leiter wurde der Befehlshaber der Sicherheitspolizei und des SD Walter Stahlecker ernannt, doch führte de facto Eichmann, der allerdings niemals Polizeichef von Böhmen und Mähren war, die „Zentralstelle“ in der Anfangszeit. Später übernahm Eichmanns Mitarbeiter Hans Günther diese Funktion.

Vorwand würde man schon finden, hat Streicher gesagt. Immer neue Gerüchtswaden ziehen heran, ballen sich zusammen, legen sich als dumpfe Last auf unsere Köpfe. Seltsame Anrufe kommen: ‚Ich habe heute Abend eine Besprechung, außerhalb meines Hauses. Du bist doch auch da?! – ‚Ich bin ganz dringend zur Konferenz bei Y gebeten, du kommst doch auch?‘ Neue Anrufe: ‚Ach, du bist zu Haus? Rudi ist fortgegangen. Ich dachte, ihr würdet euch treffen.‘ Als wir uns endlich entschließen, irgendwo ein Sofa zu suchen, schleichen Juden, von ihren Frauen begleitet mit Aktenmappen unter dem Arm, durch die nächtlichen Straßen. In der Mappe sind Schlafanzug und Zahnbürste. Juden-Aktion! Aber es war alles nur ein Gerücht, Schreckgerücht, Zweckgerücht, von der Gestapo hinausgeflüstert, den Feind aufzuscheuchen. Die Angst soll die Juden noch rascher aus dem Land peitschen, als sie ohnehin schon gehen; denn ‚die Juden müssen raus‘.

Der Feind muß spüren, daß er auf Schritt und Tritt verfolgt wird. Kein Jude mehr, der vom Ertrag seiner Arbeit lebt. Es ist so gekommen, wie wir es befürchtet hatten. Ein paar hundert jüdische Funktionäre, Konsulenten und Juden-Behandler dürfen in der Juden-Autarkie arbeiten, die anderen zehren ihre Mittel auf oder werden unterstützt. Aber zweimal täglich schmettert der Rundfunk, bevor er seine Nachrichten gibt, judenfeindliche Losungen ins Land. Kino, Theater, Museum sind den Juden verschlossen. Um die Stätten nationaler Erinnerung ist ein Judenbann gezogen. Wer die ‚Linden‘ passieren will, muß vorher einen Schutzmann fragen, welche Seite er passieren darf. Kein Jude darf den Wilhelmsplatz betreten; er könnte Goebbels bei der Arbeit oder dem ‚Führer‘ ins Fenster sehen. Aber weil das Bankhaus A. E. Wassermann am Wilhelmsplatz liegt und erst ‚in der Arisierung begriffen‘, noch nicht endgültig ‚in arische Hände überführt‘ ist, muß der Judenbann für die Kassenstunden aufgehoben werden. So minutiös arbeitet die Polizei an ihrer verantwortungsvollen Aufgabe, den Juden bei jedem Schritt ins Gedächtnis zu rufen, daß sie ‚raus müssen‘.

Kaum ein Restaurant, kaum eine Stehbierhalle und nicht ein einziges Café, das das berüchtigte ‚Schild‘ nicht angebracht hätte. Weil ich Stätten nicht betrete, die ‚Juden als unerwünscht‘ bezeichnen, weil es keine Bank gibt, auf die ich mich setzen kann, flüchte ich zu Meister H., dem Schneider und ruhe mich nach einem Tag voller Unrast auf seinem Sofa aus. – Über mir das Bild des ‚Führers‘. Ich begleite Emil nach Hamburg. Seine Frau und seine Mutter und die kleinen Kinder ziehen mit mir durch die Straßen; aber wenn die Essenszeit naht, bewegen wir uns aus den fernsten Winkeln der Stadt zum Hauptbahnhof, wo allein noch Juden im Speisesaal geduldet sind. Der kleine Stefan bittet verdurstet um ein Glas Wasser. Kein Restaurant, das es uns gibt, wenn wir nicht würdelos das ‚Schild‘ mißachten. ‚Fliegende‘ Händler mit Wurst und Getränken, sie werden doch nicht auch... Aber auch ihr Wagen trägt das ‚Schild‘. Im großen Hotel der Stadt, die das deutsche Tor zur Welt ist, drückt man mir diskret ein Kärtchen in die Hand; ich möge das Frühstück auf dem Zimmer einnehmen...! Wir lachen bitter, und ich hoffe nur, daß die Kinder nicht wissen, was uns und ih-

nen geschieht. Aber der siebenjährige Stefan fragt, ob es nicht besser wäre, wenn wir alle den ‚vergifteten Apfel‘ essen würden, und als das Schiff der Brasilienfahrer, von brausenden Abschiedsrufen begleitet, davon fährt, meint er: „Die freuen sich wohl, daß sie die Juden los werden.“

Die Welt um uns ist verändert; ich muß mich erst allmählich wieder in sie hineinfinden. Die alten jüdischen Geschäfte tragen neue Firmenschilder mit ‚reinarischen‘ Namen und nur ein schüchternes ‚vormals F. V. Grünfeld‘ – ‚Vormals N. Israel‘ – ‚Vormals Israel Schmidt‘ erinnert an die gute Tradition, auf deren Werbekraft man nicht verzichten will. Die deutsche Wirtschaft ist arisiert; der unlautere Wettbewerb, der versichert, daß dieses Unternehmen ‚rein arisch‘ sei, ist sinnlos geworden. Aber ermuntert nicht der tägliche jüdenfeindliche Kernspruch des Rundfunks, arische Wirtschaftsgesinnung in neuen Nuancen zu bewahren? Und der deutsche Kaufmann verscheucht die letzte Erinnerung an den jüdischen Händlergeist: Er verzichtet auf jüdische Kunden und wirbt die Unentwegten mit der neuen, schallenden Parole: „Juden werden hier nicht bedient!“

Man muß dem fliehenden Feind seine letzte Beute abjagen. Beute? Ja, Beute! Denn jüdische Habe ist Diebesgut, dem deutschen Volk, gestohlen oder wie Streicher sagt ‚abgegaunert‘. Hat nicht Goebbels schon 1937 die Losung gegeben: „In diesem Jahr gehen die Juden noch mit dem Lift hinaus, im nächsten nur mit dem Rucksack, und dann werden sie froh sein, wenn sie noch ein Hemd auf dem Leib haben.“ Der Wortlaut der Losung ist nicht verbürgt, aber die Praxis der Austreibung bestätigt sie. Das Vermögen nimmt Görings ‚Juden-Vermögens-Abgabe‘. Was verbleibt, fließt als Steuer, Treueprämie für (treulose) Angestellte in die Kassen des Staates oder der Deutschen Arbeitsfront. Ein frommer Finanzminister hat sich willenlos dazu mißbrauchen lassen, mit einem neuen Devisengesetz und neuen steuerlichen Bestimmungen offenen Raub zu sanktionieren. Das neue Devisengesetz untersagt die Mitführung selbst einer bescheidenen persönlichen Kleidungsausstattung, sofern nicht die Anschaffungskosten noch einmal an die Golddiskont-Bank gezahlt werden. Juden, die schon bisher steuerlich als kinderlos betrachtet wurden, um ihnen die ‚Kinder-Ermäßigungen‘ zu nehmen, gelten nun plötzlich als ‚ledig‘.

Unser Schmuck, unsere Silbergeräte, unsere goldenen Erbstücke werden uns genommen. Wie dürfte auch Diebesgut in jüdischen Häusern bleiben? Ich breche die goldenen Deckel in meiner Uhr ab und trage sie zur Berliner Pfandleihe, bei der in den letzten drei Märztagen 16000 Pakete, Koffer und Körbe mit jüdischem Edelmetall-Gerät ankommen¹⁵¹. Fast jedes Päckchen enthält Sabbath-leuchter, bei deren Glanz die deutschen Juden den Feiertagsfrieden grüßten,

¹⁵¹ Am 21. 2. 1939 erging Görings Verordnung, daß alle Juden binnen zwei Wochen – der Termin wurde später bis Ende März verlängert – sämtliche Gegenstände aus Gold, Platin oder Silber sowie Edelsteine und Perlen abzugeben haben. Ausgenommen waren Trauringe, silberne Armband- und Taschenuhren, höchstens zwei Garnituren gebräuchtes Tafelsilber und goldener Zahnersatz! Vgl. Walk, Sonderrecht, III 146, 152.

der aus jüdischer Tradition in ihre Häuser strömte. Jetzt sind die Leuchter ‚Bruchsilber‘, und nur vorurteilslose Pfandleihbeamte wagen es, den Preis für ‚Gebrauchssilber‘ zu zahlen. Aber der Staat Adolf Hitlers ist großzügig. Wollen die Juden ihre Tradition hüten, ihr Familiensilber, ihren Schmuck behalten, nun, sie können das Diebesgut auslösen – in Devisen, versteht sich! Für 85 Gegenstände aus Gold und Silber ist mir bis heute nicht ein Pfennig Entschädigung gezahlt worden; für eine Sammlung mittelalterlicher Kultgeräte, deren Kunstwert mindestens 11 000 Mark beträgt, hat mein Freund F. den Wert des Silbergewichts, 900 Mark erhalten. Hätten wir aber Devisen eingebracht, wir hätten unser Eigentum behalten dürfen. Aber statt der 900 Mark, die der Staat gezahlt hat, hätte F. 2 000 Dollar und eine Taxgebühr von einigen hundert Mark an den gleichen Staat abführen müssen. Mit solchen Rechenkunststücken werden wir darüber belehrt, was deutsche Wirtschaftsmoral im Reiche Adolf Hitlers bedeutet.

Aber die deutschen Juden erregen sich kaum noch über solche Grotesken. Sie sind höchstens verwundert, wenn nicht jeder Tag eine neue Juden-Verordnung bringt. Der offene Raub, in Paragraphen gekleidet, ist zum System geworden – tut's zu dem Übrigen! „Die Juden müssen raus!“ Sie warten auf die Erlaubnis, ihr Grundstück, ihr Unternehmen verkaufen zu dürfen, zu dürfen! Denn nicht alle Geschäfte dürfen verkauft werden; manche Branchen sind übersetzt oder werden dafür erklärt, weil die Konkurrenz es so will. Hat sie gute Beziehungen zum Gau-Wirtschaftsberater, zur Handelskammer und vielleicht sogar zur Gestapo, dann wird der Verkauf nicht genehmigt, und der unbequeme neue Bewerber mit der unanfechtbaren arischen Wirtschaftsgesinnung verschwindet.

Wertvolle Betriebe werden verschleudert, weil angemessene Preise jüdischen Verkäufern nicht genehmigt werden. Die Juden aber, mürbe und von ängstlichem Warten ermattet, atmen beglückt auf, wenn sie endlich ‚genehmigt‘ sind und – ihr Vermögen verloren haben. Bleibt ihnen ein Rest, so sperrt ihn das Finanzamt, damit deutsches Volksvermögen nicht ins Ausland verbracht und Ansprüche gesichert werden, die der großmütige Erwerber des Judenbesitzes wegen Übervorteilung oder unentdeckter Schäden, die sich bald herausstellen werden, noch erheben wird. Über jedem jüdischen Heim kreist der Aasgeier und lauert auf den günstigen Augenblick, sich auf die wehrlose Beute zu stürzen. Automobile in jüdischem Besitz sind wertlos; die Juden dürfen sie nicht mehr fahren. „Ja gewiß, Ihr Auto ist fast neu. 4 400 Mark hat es gekostet? Ich zahle 2 200, am Dienstag hole ich es.“ Als der Käufer am Dienstag nicht erscheint und an die Erfüllung der Vertragspflicht erinnert wird, meint er gedeht, daß der Wagen für den jüdischen Verkäufer doch völlig wertlos sei und auch mit 1 700 Mark gut bezahlt wäre. „Die Juden müssen raus“ – warum ihnen gutes Geld nachwerfen und vertragstreu bleiben.

Am 1. November 1938 haben weltbekannte deutsche Unternehmen Abfindungs- oder Pensions-Verträge mit jüdischen Angestellten geschlossen, am 15. brechen sie sie, „denn die Situation hat sich grundlegend verändert.“ – „die Juden müssen raus“ – aber ihre wertvollen Gemälde, ihre kostbaren Bücher

dürfen sie nicht mitnehmen. Taxatoren erscheinen, erstatten ein Gutachten, verweigern für interessante Stücke die Genehmigung der Ausfuhr, lassen sie beschlagnahmen oder kaufen sie selbst für Pfennige dem jüdischen Eigentümer ab. Jüdische Autoren und der staatsgefährliche Thomas Mann, dessen Werk in keinem jüdischen Haus fehlt, das überhaupt Bücher besitzt, dürfen die deutschen Grenzen nicht verlassen.

Wollen Juden aber kaufen, sich etwa Koffer für ihren Weg in die Fremde sichern, dann wird die Konjunktur klug ausgenutzt. In Berlin hat eine förmliche Jagd nach Koffern begonnen. Die Fabriken und Koffergeschäfte sind ausverkauft. Nun handeln Hotelporriers und Privatleute mit alten Koffern und Kisten, für die sie Wucherpreise fordern. Am Oberen Steinweg in dem Haus, in dem Jettchen Geberts Vorfahren ihren Biedermeier-Frieden lebten, wohnt ein Kofferbauer. Die Urenkel der Geberts pilgern zu ihm und betteln um alte Koffer, damit sie aus dem Land aufbrechen können, dessen ersten Hauch bürgerlicher Freiheit die Biedermeier-Juden behaglich atmeten. Der Kofferbauer ist ein Berliner Original. „Koffer hab ick keene, Herr. . ., nu, ick kenn Ihren werten Namen nich, aber wie wern Se schon heißen: Herr Israel. Bei mir kommen die Juden, wo die Polizei eene Frist gesetzt hat, frisch rasiert aus dem Lager.“ – ich lüfte meinen Hut – „Schon jesehn, tut mir leid, aber wat soll man tun. ick kann blos mit Kaisa Franz Joseph sachen: ‚Ick hab es nich jewollt‘.“

Wie auf dem Koffermarkt so erzeugt die Flucht der Juden auf manchen anderen Gebieten eine Konjunktur; Stahluhren sind begehrt, weil die goldenen abgegeben werden mußten. Im allgemeinen pflegen die Geschäftsleute ihr Verhalten gegenüber den jüdischen Kunden danach zu richten, ob die gewünschte Ware in Deutschland selbst noch zu haben ist und also wieder ersetzt werden kann. Dann wird der jüdische Kunde hofiert, sonst aber als mitschuldig am Ausverkauf Deutschland frostig zurückgewiesen.

„Die Juden müssen raus“ – Wucher – Korruption – Einbruchsdiebstahl, alle Rechtsbegriffe sind gebrochen. vor jedem Haus stehen die Lifts, in die der Rest der Möbel geladen wird; die anderen sind verschleudert; arische Käufer haben mit sauer-süßer Miene für wertvolle Habe ein paar Mark gezahlt, weil das Überangebot ‚an jüdischen Möbeln‘ ja leider so groß sei, daß man nicht allzuviel zahlen könne. Aber kaum ist der Lift plombiert, da wird er in den Lagerhäusern der Spediteure, auf der Bahn oder spätestens im Hamburger Freihafen geöffnet und beraubt.

Die deutsche Beamtenschaft ist vom Korruptions-Teufel erfaßt. Sie, die einst unbestechlich war, hat lange zugesehen, wie sich ihre Führer bereicherten. Nun hat der staatliche Raubzug auch die Grundsätze der schlecht besoldeten Beamten jeder Stufe erschüttert, „Der tugendhafte Hund – er frißt“. „Man nimmt“, nimmt Geld von den flüchtenden Juden für jeden nur denkbaren Dienst. „Zauberer“ er bieten sich, Listen des jüdischen Umzugsguts so zu fertigen, daß der Zuschlag für die Golddiskont-Bank unerheblich ist. Oder sie wollen einen wohlmeinenden Taxator für das Umzugsgut beschaffen, oder sie lassen sich ein paar hundert Mark für die Beschleunigung des Verfahrens geben. Die Vermitt-

lung würde sich lohnen; Zeit ist Geld; wer weiß, ob nicht morgen wieder eine neue Verordnung erscheint und die Mitnahme von Gütern verbietet, die man heute noch retten kann. Steuer-Schieber wollen angeblich in der Lage sein, die Höhe der jüdischen Abgaben zu beeinflussen. Mir zum Beispiel wurde die Judenvermögens-Abgabe von einem Vermögen berechnet, das ich längst nicht mehr hatte. Ich mache am 1. Januar 1939 die Vermögens-Minderung geltend. Aber ich hätte wissen müssen, was kein Gesetz vorschreibt, daß Vermögens-Änderungen bis zum 31. Dezember anzuzeigen waren.

Ich kämpfe mit Argumenten des gesunden Verstandes, weise darauf hin, daß ich erst am 28. Dezember spät aus dem Konzentrationslager heimgekommen bin, reiche ärztliche Atteste ein. Ich drohe zu unterliegen, obwohl ich in meiner Auseinandersetzung von einem Kollegen unterstützt werde, dessen Namen in der deutschen Finanzwissenschaft einen hervorragenden Ruf hat. Erst als ich 500 Mark an einen Steuerschieber zahle, gibt das Finanzamt seine Bedenken auf. Polizeibeamte fordern offen Geld. Wofür? Dafür, daß sie Schikanen unterlassen, daß sie zeitraubendes Warten sparen, daß sie Anzeigen nicht erstatten und zwar Anzeigen wegen noch nicht erfundener Delikte. Die Zeitungen nehmen jüdische Inserate nicht mehr auf. So müssen die Juden ihre Möbel an Bäumen oder an der Haustür anpreisen. In der Wohnung eines jüdischen Kriegsverletzten, der seine spärliche Habe verkaufen will, erscheint ein Schutzpolizist in Uniform: „Wissen Sie nicht, daß der Möbel-Aushang an der Haustür verboten ist? Ich muß Sie anzeigen oder – wollen Sie mir etwas geben?“

Hohe SS-Führer reisen als Schmuggel-Kuriere mit jüdischem Geld über die Grenzen und fordern als vorsorgende Hausväter ihr Honorar in fremder Währung, zahlbar auf ihr Auslandskonto.

In den Büros sogenannter Wirtschaftsberater wird unverblümt gefragt, ob Helldorf oder ein anderer ‚höherer Bonze‘ schon etwas bekommen hat. Die Zoll-Fahndungsstellen lassen bei jüdischen Devisenvergehen ‚mit sich reden‘, wobei nicht immer klar ist, ob die geforderten Sühnesummen dem Reich oder dem Beamten zufallen. Ein Bekannter, der in ein Devisen-Strafverfahren verwickelt war, wird überraschend aus der Haft entlassen. „Was hat das gekostet?“ frage ich ihn und diese volkstümliche Wendung charakterisiert die Situation im heutigen Deutschland, das einmal sauber war. „Von fünf Mark aufwärts bis zu 50 000 Mark, vom Gefängniswärter bis zu den höchsten Stellen – alle haben sie genommen.“

Die Rechtsbegriffe sind gestürzt. Dieser Staat hat eines seiner Fundamente selbst unterhöhlt: er hat seine Beamenschaft korrumpiert. Die Brandschatzung der Juden wird eines Tages nach den Maßstäben der attischen Tragödie gerächt werden. Der Staat, der schuldig wurde, als er die Juden plünderte, dessen Diener sich mitschuldig machten und am Raub teilhatten, wird zu Grunde gehen, weil seine Beamten Ehre, Sicherheit, Pflichtgefühl verloren haben. Sie werden ihm in entscheidender Stunde die Treue versagen. In den Juden aber entsteht quälende Verwirrung. Sie wissen nicht, ob der ungewohnte Ton, den man auf allen Ämtern trifft, echt ist. Die manchmal schamhaften, manchmal deutlichen,

manchmal unverschämten Winke, daß man ‚nimmt‘, können eine Falle sein, können neue Gefahr, Haft, Vernichtung heraufbeschwören. Ohnehin nagt in allen Juden die Behördenangst. Sie artet oft in groteske Vorstellung aus und macht auch die Nervenstarken zu Psychopathen. Ein Mann, der sechs Jahre Kampf gegen Hitler mannhaft bestanden hat, der im Konzentrationslager Helfer der schwachen Kameraden war, kehrt aus Dachau heim, und seine erste Frage ist: „Wie ist die Sache mit den Invalidenmarken unserer Scheuerfrau ausgegangen?“ Ich selbst sehe ähnlich wie dieser Freund alle unsere Pläne scheitern, weil ich wie er unsere Hausangestellte nicht rechtzeitig in jene Gruppe der Krankenkassen-Beiträge eingestuft habe, die eine Gehaltserhöhung gefordert hatte. Nun wird mich, so quält die Phantasie, die Krankenkasse nicht nur in Ordnungsstrafe nehmen, sie wird mich wegen Betrugs anzeigen. Ich werde meinen Paß verlieren, ins Gefängnis kommen, der Krieg wird ausbrechen... Aber es ist nicht erhitze Phantasie allein, die solche Gespinste webt. Ein Ministerialrat, ein Bürgermeister, ein Arzt mit alter Erfahrung im Krankenkassenwesen zucken bedenklich die Achseln: „Früher war der Fall klar; heut...?“

Es gibt Juden, die nicht mehr in der U-Bahn oder im Autobus fahren; sie opfern ihr Geld für Autotaxen, um sich nicht angaffen, angrinsen, anpöbeln zu lassen. Solche Zwischenfälle ereignen sich wohl, aber längst nicht so oft, wie sie sich die Einbildung der ‚Juden auf der Flucht‘ vorstellt. Doch nicht nur die Treiber und Opfer der Judenjagd sind psychisch verwirrt, auch die unbeteiligten Zuschauer des peinlich erregenden Schauspiels verlieren die Sicherheit ihres moralischen Standorts. Die Menschen unserer Umwelt, die nicht ‚mitmachen‘, die sich vielleicht sogar angewidert fühlen von dem, was draußen geschieht, glauben sich selbst erhöhen zu dürfen, wenn sie sich gegen Juden so verhalten wie es Anstand und Recht fordern. Sie tun eine große Tat, wenn sie ihre jüdische Nachbarin auch weiterhin grüßen, gar auf der Straße grüßen, gar vor dem Haus grüßen, in dessen Tür der Hausmeister steht. – Wie ehrenwert, wie bewundernswürdig, daß wir dem Juden da unten nichts tun! ‚Das war doch eben Straßburg‘! Man könnte ihn anzeigen, man könnte ihm ‚eins auswischen‘! Man hört zwar auch den berüchtigten Sender, aber es ist nicht die Solidarität der politischen Gegnerschaft, die diese Regung erzeugt, sondern der Wunsch, sich selbst als den großmütigen Mächtigen zu sehen, der seine Überlegenheit über Rechtlose nicht ausnutzt. Er wird den Juden nicht denunzieren und stolz auf sich, der solchen Edelmut zeigt, schläft er, der deutsche Bürger, den Schlaf des Gerechten.

Die Juden aber schlafen nicht, ihre Gedanken jagen über den Globus, ein Land zu finden, das sie aufnimmt. Ein böser Witz geht unter ihnen um: ein deutscher Jude, der aus dem KZ kommt und Deutschland verlassen muß, bittet den ‚Hilfsverein‘, ihm ein Land zu nennen, in das er auswandern könnte. Der Berater deutet auf einen Globus, den der Frager vom Nord- zum Südpol abtastet und suchend von Ost nach West dreht: „Und sonst haben Sie nichts?“ Die Welt ist verteilt. Es gibt kein Bett, in das sich der überquellende Auswanderungsstrom ergießen könnte. Was die Vereinigten Staaten und Palästina aufnehmen, sind

dünne Bäche. Die zukunftsreichen Länder Südamerikas haben die Einwanderung gesperrt, die kleineren und klimatisch ungünstigen bieten denen ein Nachtasyl, die ihnen Devisen und seien es auch nur ein paar hundert Dollar bringen. Nur England hat sich zu einer großen Geste der Humanität verstanden. Es öffnet als ‚Zwischenland‘ sein Tor den fliehenden Juden, die Verwandte oder Freunde gastfrei aufnehmen können. Bittbriefe gehen in die Welt hinaus. Menschen, die selbst erst ein paar Jahre in der Fremde sind, sollen das ‚Vorzeigegeld‘, die kostbaren Devisen, aufbringen. Die Frage, ob die Belastung den Freunden zugemutet werden kann, wird rasch bejaht. Wie anders sind die damals hinausgegangen! Vor drei Jahren noch durften sie ihr Eigentum mitnehmen, Werkzeug, Maschinen, sie brauchten keine Juden-Abgabe zu zahlen, retteten zehn, ja zwanzig Prozent ihres Geldes, ein Glücksfall, heut kaum noch faßbar. Die Juden von 1939 gehen mit zehn Mark in die Welt.

Niemand prüft mehr, ob er in den Phantasielängern in Siam, Paraguay, Bolivien oder Shanghai das Klima wird ertragen, seinen Beruf wird ausüben können. Heut wandert man nach Uruguay, morgen nach Haiti, heute wird portugiesisch gelernt und morgen Englisch. Man jagt einem Auswanderungs-Schemen nach, einer Hoffnung, irgend einer; denn hier im eigenen Land ist kein Bleiben mehr. ‚Die Juden müssen raus‘ – die Polizei wird fragen, die Polizei wird drohen, wieder wird es klingeln, und am Alexanderplatz wird der verhängte Lastwagen für Sachsenhausen warten. Die Angst, noch einmal dorthin zurückzukommen, flackert aus den Augen der Gezeichneten, denen die Polizei eine Frist gesetzt hat. Frauen stoßen ihre Männer hinaus in die Welt, weil sie gezeichnet sind. Sie trennen sich von ihnen, lassen sie ‚vorgehen‘ und wissen nicht, ob sie jemals werden folgen können, ob nicht der Krieg den Grenzschießbaum für Jahre, vielleicht für immer, wird fallen lassen. Aber auch die anderen, die ‚noch keine Auswanderung haben‘ – so heißt eine neue Formel in falschem Deutsch, als ob man sich um die Sprache des Landes nicht mehr zu bemühen brauchte, das einen verjagt – quält nur ein ein Gedanke: Was wird geschehen, wenn Krieg ausbricht? Dann werden sie jede Hemmung verlieren, dann werden sie morden, wie es ihre Wildheit begehrt. Wer hinausgeht, den fragen die Verbleibenden, scheu, bescheiden, still: „Könnten Sie draußen vielleicht etwas für mich tun?“ Mehr sagen sie nicht, mehr brauchen sie nicht zu sagen. Der nächste Satz hieß: Ich möchte doch noch leben, und hier lauert der Mord.

Plötzlich sperrt das Land, in das man flüchten wollte, die Einwanderung oder erklärt, die Visa, die seine europäischen Konsuln erteilt haben, für ungültig; das in aller Welt mühsam zusammengebettelte Geld ist verloren. Wie in Wien so rüsten in Berlin, Stettin und Breslau dunkle Reisebüros mit Hilfe der Gestapo Schiffe aus zur Fahrt ins Blaue, nach Shanghai oder irgend einem Hafen der Welt, wo man Juden ‚absetzen‘ kann. Kommt endlich das Visum, dann scheint der Tag glücklich; aber nun, da das Nahziel, das das fernere verdeckte, erreicht ist, wird es zur Gewißheit, daß der Frauenarzt X. nach Siam, der Rechtsanwalt R. wirklich nach Paraguay gehen muß. Die hoffnungslose Wirklichkeit steht drohend vor den Menschen; die Angst um das Leben weicht, und die Angst vor

dem Leben beginnt quälend zu nagen. Es ist, als ob ein schuldlos zum Tod Verurteilter begnadigt und in die Freiheit – ausgestoßen, irgendwohin ausgesetzt wird, auf ein unbekanntes Eiland, ohne Nahrung, ohne Hilfe. Wer geht, ist gepeinigt, weil er gehen, in solcher Not gehen muß und in welche Not noch kommen wird; wer bleibt, weil er bleiben, in solcher Not bleiben muß und in welche Not noch kommen wird. Die Furcht vor dem Ungewissen draußen macht manchen Tages auch die Entschlossenen wankend. Sollte man nicht trotz allem versuchen zu bleiben, wenn man nicht gezeichnet ist? Der Arzt und Zahnarzt könnten als jüdischer ‚Krankenbehandler‘, der Anwalt als ‚Konsulent‘ leben. Von ausgeplünderten Juden leben? Würdelos leben? Ärzte- und Anwaltsführung sinnen darüber nach, wie man den Angehörigen der zugestandenen Judenberufe das Leben verleidet, sie fühlen läßt, daß sie nicht mehr deutsche Ärzte und Anwälte, sondern Ghetto-Funktionäre sind.

Geschäftstüchtige Verkäufer bieten Schilder für jüdische Krankenbehandler an, ‚Von der Berliner Ärztekammer approbiert‘; aber kaum angebracht, müssen sie wieder abgeschraubt werden, weil sie nicht die Formel tragen, die nach langen Beratungen als allein treffend befunden, angeordnet wurde: ‚Dr. Israel Herbert Meyer, nur zugelassen zur Behandlung von Juden.‘ Größe und Farben des Schilds sind genau vorgeschrieben und vier unübersehbare trefflich ausgeklügelte Zeichen warnen den deutschen Menschen vor dem jüdischen Mediziner: Die Juden-Formel, das Juden-Geld auf blauem Grund, der jüdische Zusatzname von Hitlers Gnaden und ein auffälliger Davidstern. Die Anwälte verzichten großzügig auf den Davidstern. Sie verbieten ihren arischen Kollegen sogar grundsätzlich Juden zu vertreten; aber ein Genehmigungsverfahren sichert den Interessenten die besonders einträglichen Juden-Sachen, ‚in denen ein überragendes Interesse des Staates oder der Partei die Vertretung durch einen arischen Anwalt fordert.‘

Das jüdische Publikum brauchte in der Zeit des Aufbruchs und der Liquidation Hunderte rechtskundiger Vertreter; es ständen genug alte, kränkliche, kriegsverletzte Juristen zur Verfügung, die bereit wären, zu bleiben, ihrer Gemeinschaft als ‚Konsulenten‘ zu dienen. Aber das Justizministerium besteht hartnäckig auf der unzulänglichen Zahl, die die Partei-Rechtswalter vorgeschrieben haben; für 150 000 Berliner Juden werden nur 46 Konsulenten zugelassen. Warum den Juden ihre Schwierigkeiten erleichtern! Sie sollen sich nicht wohl fühlen, sie sollen sich nicht wieder ‚festnisten‘, wie es im Sprachgebrauch der Gestapo heißt. Den jüdischen Zahnärzten wird verboten, für ihre Zahnersatz-Arbeiten Gold zu verwenden. Die jüdischen Patienten sollen den deutschen Goldschatz nicht in ihrem Mund ins Ausland tragen. Wer in seinem Auswanderungsentschluß wankend geworden, an ein Wirken im Ghetto dachte, verliert nach solchen Erfahrungen die Lust und den Mut dazu und flüchtet in das Grau der bolivianischen Zukunft.

Nur eine Gruppe jüdischer Berufstätiger ist geblieben und soll bleiben: die Führer des Ghettos. Die Gestapo fördert einen Plan zur Vereinigung aller jüdischen Gemeinden und Organisationen in der ‚Reichsvereinigung der Juden in

Deutschland'. Nur ein Häuflein der alten kenntnisreichen jüdischen Vertreter harrt aus; die anderen, aus den Lagern ‚gezeichnet‘ entlassen, sind ausgewandert oder im Aufbruch. Wer bleibt, opfert seine Jahre, vielleicht sein Leben für eine verlorene Sache. Ganz wenige, kaum ein Dutzend bringen dieses Opfer aus Pflichtgefühl, aus innerem Zwang oder religiöser Einsicht. An der Spitze dieser Kapitänsmannschaft, die mit dem sinkenden Schiff untergehen will, stehen Leo Baeck, Otto Hirsch, Hannah Karminski, Cora Berliner, Arthur Lilienthal, Julius L. Seligsohn und Richard Joachim. Auch der über siebzigjährige Vorsitzende der Berliner Gemeinde, Heinrich Stahl und der gleichaltrige Oberstlandesgerichtsrat Neumeyer in München bleiben bei den deutschen Juden. Die Mehrzahl der deutschen Rabbiner erträgt die Stunde religiöser Bewährung schlecht; sie bleiben nicht bei denen, die ihres Trostes bedürfen.

Für uns selbst ist keine Aufgabe mehr in Deutschland; unsere Organisation ist zerschlagen, unser Arbeitsgebiet ist nicht mehr vorhanden, weil es weder in der Wirtschaft noch in den akademischen Berufen Juden gibt, die unseren Rat brauchten, die Tätigkeit der ‚Reichsvereinigung‘ ist Liquidation, Abräumen von Schutt nach den Anweisungen der Gestapo. Ich werde aufgefordert, dem engsten Mitarbeiterkreis der ‚Reichsvereinigung‘ beizutreten; aber die neue Aufgabe birgt keinen Reiz. Jeden Tag überdenken wir den Entschluß, den schwersten unseres Lebens, den wir fassen müssen: dem Feind zu weichen. Am Morgen scheint er uns festzustehen, weil ich ‚gezeichnet‘ bin und der Beruf uns genommen ist, am Abend werden wir wankend, ob wir den Sprung ins Dunkel wagen sollen. Heute ist es uns gewiß, daß wir gehen müssen, weil der Krieg kommen wird und mit ihm vielleicht ein zweiter Pogrom, ein zweites Sachsenhausen, das ich nicht mehr überstehen werde, und doch schwanken wir wieder morgen, weil wir Abschied von Deutschland nehmen sollen. Das Angebot der ‚Reichsvereinigung‘, Zeichen ehrenden Vertrauens, peitscht die Zweifel auf.

Um uns ist die bürgerliche Behaglichkeit und die persönliche Wärme unserer Wohnung. Aber die Wohnung ist uns gekündigt, wie das jetzt bei Juden üblich ist. Ich bin zwar der älteste Mieter des Hauses, aber „da unser Unternehmen staatliche Beteiligungen hat, müssen wir Sie zur Vermeidung der Räumungsklage ersuchen, die Wohnung freiwillig aufzugeben“. Meinen Hauswirt bindet zwar ein Vertrag, aber eine Klage würde ihn fristlos lösen, „weil arischen Mietern nicht zugemutet werden kann, mit Juden im gleichen Haus zu leben“.¹⁵² Wer zu uns kommt, wer uns von draußen schreibt, drängt zum Aufbruch: Spätestens im März würde der Krieg ausbrechen. Im Februar höre ich aus militärischen Kreisen, daß eine militärische Aktion in Vorbereitung ist. Am 9. März seien die Vorkehrungen abzuschließen, am 15. März werde die Aktion durchge-

¹⁵² Mit dem „Gesetz über die Mietverhältnisse mit Juden“ vom 30. 4. 1939 (RGBII, S. 864–865) wurden die Möglichkeiten der Vermieter, jüdischen Mietern die Wohnung zu kündigen, erheblich erweitert und der Weg zu der Ghettoisierung der deutschen Juden in sogenannten „Judenhäusern“ geebnet.

führt. Ich weiß nichts vom Ziel dieser merkwürdigen ‚Aktion‘ und will an ein militärisches Abenteuer nicht glauben, weil die Stimmung dafür nicht vorbereitet würde.

In unserem Büro arbeiten Beamte der Gestapo. Am Morgen lösen sie die Siegel, um sie am Abend wieder an die Tür zu heften. Was mögen sie tun? Als unsere Bibliothek und unser Archiv beschlagnahmt werden, wissen wir, was sie getan haben. Sie haben nach einem Vorwand gesucht, die Beschlagnahme-Verfügung zu begründen. Sie, die nie um Vorwände verlegen ist, die im Willkür-Staat keine Vorwände braucht, die Berliner Gestapo hat herausgefunden, daß unsere Bücherei Bücher verliehen hat, die wir nicht hätten verleihen dürfen. Das Propaganda-Ministerium übernimmt die einzigartige Spezialbibliothek. Als aber die Zentrale der Geheimen Staatspolizei ohne Begründung unsere Akten beschlagnahmt, fühlen sich die Berliner Gestapo-Beamten in ihrer Berufsehre gekränkt. Nur Stümper, ungeschulte SS-Knaben arbeiten so unbedenklich; sie die alten Beamten, die jetzt dem neuen Staat dienen, haben die Rechtsgrundsätze des alten Staates noch nicht vergessen. Sie sind vorsichtig und pedantisch gründlich. Sie haben Wochen gebraucht, um den Vorwand zur Beschlagnahme zu finden und doch vergessen, die Regale der Bücherei zu beschlagnahmen. Aber weil das Propaganda-Ministerium sie wünscht, zitiert uns die Berliner Leitstelle der Geheimen Staatspolizei zum Alexanderplatz, wo wir uns ‚freiwillig‘ dazu verstehen müssen, auch die Regale der Bücherei ins Propagandaministerium folgen zu lassen. Am Tage danach erhalten wir eine Rechnung über 964 RM Transportkosten für Bücher, Archiv und Akten, die aus unserem Büro in das Ministerium und in die Zentrale der Geheimen Staatspolizei in der Prinz-Albrechtstraße verbracht worden sind.

Sechs Jahre lang hatte die Gestapo die Möglichkeit, sich unsere Akten zu beschaffen. Ihr Inhalt paßte sich dieser Möglichkeit an. Niemals hatte sie bisher ein einziges Aktenstück an sich genommen. Jetzt würde die Schnüffelei beginnen. Ich fürchte dieses Aktenstudium. Mochten wir unsere Aufzeichnungen auch noch so vorsichtig niedergelegt haben, die Juden-Politik der Gestapo hatte sich in diesen sechs Jahren so oft gewandelt, daß harmlose Vorgänge der Jahre 1933 oder 1935 heute als hochverräterische Unternehmungen galten: Offizielle Eingaben wegen jüdenfeindlicher Aktionen im Jahre 1933 mußten im Licht von 1939 als beleidigende Anmaßungen, Vorstellungen wegen Störung der Wirtschaft als frecher Versuch der ‚Festnistung‘, als Sabotage der Gleichschaltungs-Politik erscheinen. Einer unserer Mitarbeiter, Kurt Sabatzky, hatte sechs Jahre ungehindert unsere Geschäftsstelle in Leipzig geleitet; jetzt, da er einen neuen Posten in der ‚Reichsvereinigung‘ übernehmen soll, werden seine Personalakten von der Berliner Zentrale der Gestapo mit dem Erfolg überprüft, daß ihm die Übernahme jeglicher Tätigkeit in Deutschland untersagt wird. Für alles, was in unseren Akten steht, bin ich allein verantwortlich; Hirschberg hat Deutschland verlassen. Dr. Herzfeld ist in Palästina. Der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde und seine Mitarbeiter können es nicht fassen, daß ich auch nur einen Tag noch in Deutschland bleibe, nachdem die Gestapo Herrin unserer Akten

ist. Ich halte es für geraten, mehr Kenntnis von dem Inhalt meiner Personalakten bei der Gestapo zu verschaffen. Im Deutschland der Korruption findet sich ein Beamter, der für ein geringes Entgelt zu dieser Information bereit ist. Er kehrt von seinem Informationsgang sehr bedenklich zurück: Ich hätte seit 1929 den Nationalsozialismus bekämpft, sei ein Agitator gegen die Partei gewesen, hätte mächtig Dreck am Stecken und könnte von Glück sagen, daß ich aus dem Lager entlassen worden sei; solche Leute hätten an sich im Lager verbleiben sollen. Er jedenfalls wolle mit der Angelegenheit nichts mehr zu tun haben und sich nicht ‚die Finger verbrennen‘. Diese Eröffnung hebt den letzten Zweifel auf und festigt unseren Entschluß, die Brücken abzubrechen. Wir entschließen uns – auszuwandern.

Ich wickle die Organisations-Auflösung ab, bereite meine Auswanderung vor und arbeite an der Befreiung der Lagerkameraden, die mir nahestehen. Ich bemühe mich, einigen jüdischen Kameraden von der ‚Juni-Aktion‘ ein Visum zu beschaffen und so ihre Entlassung zu beschleunigen. Mit dem dicken Alfieri setze ich mich für Harzen und unseren Blockältesten Karl ein; ein arischer Anwalt übernimmt die Mandate. Harzen wird frei kommen, aber Karl gilt als ‚ausichtsloser Fall‘. Seine Jugendsünden machen ihn ‚unwiderruflich‘ zum Vorbeugehäftling für unabsehbare Zeit. Von Sachsenhausen höre ich nur noch einmal: im März berichten spät entlassene November-Kameraden „ daß im Lager ein großer ‚Korruptionsskandal‘ aufgedeckt worden sei. Die Blockältesten der jüdischen Blocks hätten plötzlich und wiederholt Geldsendungen ihrer Angehörigen erhalten, während sie früher niemals bedacht worden seien. Wir alle haben solche Geschenke in den zulässigen Grenzen offiziell durch die Lagerpost an die Kameraden gesandt, denen wir uns zu tiefem Dank verpflichtet fühlten; aus Vorsicht hatten wir Namen der Frauen, Eltern oder Geschwistere unserer Blockältesten als Absender genannt. Nach hochnotpeinlicher Untersuchung wurde als erwiesen angenommen, daß diese Geldsendungen von Juden stammten, und weil sie Juden menschlich behandelt hatten, wurde eine Anzahl Blockältester abgesetzt, ausgepeitscht und in die Strafkompagnie kommandiert. Unser Karl war auch unter ihnen. Jetzt werden sie in der ‚Kolonne des Schweigens‘ bei Regen und Gluthitze SS-Garagen bauen, hungern und über Menschlichkeit im Dritten Reich nachsinnen. Aber zugleich höre ich, daß der ‚Windhund‘ viele Monate lang der Frau eines arischen Häftlings Briefe ihres Mannes überbracht und sich so hat entlohnen lassen, wie eine Frau, die nichts hat als sich selbst, entlohnen kann. Drei andere Scharführer hatten sich fünf ‚November-Juden‘ als Post-Schmuggler aufgedrängt. Die Briefe aus dem Lager und in das Lager wechselten rasch und unzensiert, aber das Porto war ungewöhnlich hoch: 100 Mark für jeden Brief.

Wir werden vom Auswanderungswirbel erfaßt, stolpern durch das Gewirr der Steuer- und Abgabe-Vorschriften, von einer Formalität des Verfahrens in die andere; jeden Tag habe ich neue Behördenstellen ‚anzulaufen‘, und ich erfahre die Bitterkeit jenes Scherzworts, daß die Juden nicht ‚ihre Auswanderung betreiben‘, sondern ‚ihre Austreibung bewandern‘. In der Mühle der Brandschat-

zung und der Korruption verlieren wir mehr als die Hälfte unseres Vermögens. Den Rest überlassen wir Verwandten, die gezwungen sind, im deutschen Ghetto zu bleiben. In unserer Wohnung wirbelt der Strudel der Auflösungszeit: Spediteure, Listen-Verfasser, Taxatoren, Handwerker, Kauflustige, abschiednehmende Freunde. Alles in dieser Wohnung ist nur noch Fassade. Jedes Bad in seiner Wohligkeit ist das vorletzte oder letzte in diesem Badezimmer. Rembrandts lachendes Selbstbildnis wird bald von dieser Wand genommen werden; es soll mit uns gehen, der Alte soll auch im fremden Land mit uns sein, sein Lachen der Bitterkeit und Überlegenheit und Weltverachtung uns vorlachen. Wir werden da draußen sein Los teilen, das Schicksal des Gepfändeten, des Ausgeplünderten, der alles verloren hat und dem als letzter Besitz als letzter Vorwurf seines Schaffens nichts geblieben ist als er selbst.

Wir nehmen Abschied von unseren Büchern; sie werden uns nicht begleiten, sondern in Kisten liegen, wer weiß, wie – ob wir sie wiedersehen. Wir müssen Abschied nehmen von der Sprache, in der sie geschrieben sind, von jener Sprache, die uns niemals nur ein Mittel der Verständigung und des Ausdrucks war, sondern ein Teil unseres Wesens. Wir müssen von allem Abschied nehmen, übermorgen oder in einer Woche oder in der kaum vorstellbar langen Zeit eines Monats. Die Möbel werden bald zu fremden Herren wandern, und auch wir werden wandern, obwohl uns der Sinn nicht danach steht. Goliath hat gesiegt! Aber aus jenem Teil meines Ich, in dem die Wünsche und Träume wohnen, wagt es sich ermutigend hervor: „Heute – nicht für alle Zeit!“

In den Tagen um den 12. März veröffentlicht die deutsche Presse merkwürdige Meldungen über Wirren in der Tschechoslowakei. Anfangs durchschauen wir sie nicht. Aber bald überschlagen sie sich stündlich, und nun wissen wir, daß jene ‚militärische Aktion‘, von der mir berichtet wurde, der Marsch nach Prag ist. Wofür man 1938 Monate brauchte, das geschieht jetzt in Tagen, ja Stunden: das deutsche Volk wird aufgeklärt, daß es Böhmen und Mähren kraft historischer Bestimmung erobern müsse. Am Abend und in der Nacht zum 15. März sitzen wir voller Spannung am Rundfunk. Die Meldungen vom Einmarsch in Mährisch-Ostrau werden durchgegeben. Gegen Mitternacht donnert es an unsere Wohnungstür. Vor mir steht ein unbekannter Mann, ein neuer Mieter unseres ‚entjudeten‘ Hauses: „Wenn Sie sich das noch einmal erlauben, werde ich mit anderen Mitteln gegen Sie vorgehen. Wenn Sie Moskau hören wollen, müssen Sie das außerhalb der deutschen Grenzen tun!“ Ich muß sachlich und ruhig antworten; wenn er mich anzeigt, wird kein jüdisches Zeugnis, keine Beteuerung mir geglaubt werden. „Sie scheinen nicht zu wissen, daß deutsche Truppen in die Tschechoslowakei einmarschieren und der deutsche Rundfunk die ganze Nacht hindurch Sondermeldungen bringt.“ Knurrend und schimpfend zieht sich der nächtliche Ruhestörer in seine Wohnung zurück. Die Bevölkerung, stumpf und daran gewöhnt, daß ‚die Taten‘ des Führers von der Welt hingenommen werden, jubelt dem neuen Sieg nicht zu. Meister H. vergißt alle Ehrerbietung vor seinem Führer, auf den er abends ein ‚Siegeheil‘ beim Appell ausbringen wird und meint: „Na, da hat er wieder mal ein Ding gemacht!“

Wir haben unsere Pässe, unser Haushalt ist aufgelöst, wir haben unseren Freunden die Hand gedrückt, und wir könnten reisen. Aber Tag um Tag verzögern wir die Abreise nach London, wir fürchten uns vor der Stunde des endgültigen Abschieds. Am Karfreitag, dem 7. April mahnen erregte Freunde zur Eile: Italien ist in Albanien eingedrungen, der Krieg stehe vor der Tür. ‚Kassandros‘ lächelt: der Krieg käme nicht, wenigstens nicht in diesen Tagen, vielleicht in zwei Wochen, wir brauchten nichts zu überstürzen.

Am 11. April 1939 verließen wir Berlin. Das schwarze Korps an der Grenze in Bentheim wollte uns den Abschied leicht machen; es war für seine Praxis berichtigt, die Juden noch einmal fühlen zu lassen, daß Deutschland sie ausstößt. Es holte alle jüdischen Reisenden aus dem Zug, ließ ihn mit Absicht davonfahren, visitierte langsam und behaglich jedes Stück Papier, jede Puderbüchse. Spät am Abend fuhr, schlichen wir mit einem Lokalizug über die holländische Grenze, Vertriebene, nicht Auswanderer. Eva weinte. Ich aber ließ in diesem Augenblick alle Erinnerungen in ihr aufsteigen, aus denen die Qual und die Unrast der letzten Jahre schreckten. An den Brückenköpfen Wachen, in den Zügen, die an uns vorüberreihen, mobilisierte Jugend, am Weg hell erleuchtete Schulgebäude, vollgestopft mit Militär. Das friedliche Volk der Bauern und Blumenzüchter hat den Stahlhelm aufgesetzt. Hitlers Schatten folgt uns drohend über die deutsche Grenze.

Zwanzig Jahre Kampf um das Recht der deutschen Juden, sechs Jahre deutscher Diktatur, Niederlage bis zur Austreibung – es drängt mich am Beginn meines vierten Jahrzehntes Rechenschaft abzulegen, mich im Geiste zu verantworten. Vielleicht werden jene Deutschen, die sich für die wahren Hüter des Deutschtums halten, in diesem Bericht eines – der? – deutschen Juden die Schau des gewaltigen Geschehens des historisch Einmaligen vermissen, das sich im Dritten Reich vollzieht. Wer wollte es den deutschen Juden verargen, daß sie ihren Kampf um die kreatürliche Existenz, den Kampf um menschliches Leben so sehen, wie sie ihn in den Fäusten eines übermächtigen und erbarmungslosen Feindes erlebt haben! Und doch glaube ich, daß mein Blick nicht verzerrt ist, daß ich den Feind so sehe, wie er ist, daß ich objektiv bin, wie ein deutscher Mensch nach den Grundsätzen des neuen deutschen ‚Führers‘ es nicht sein darf.

Unmittelbar vor mir stehen die Erlebnisse in jener Institution, die zur berüchtigsten Waffe der Diktatur geworden ist. Ich habe mich während meiner Haft und nach meiner Entlassung oft ernsthaft gefragt, ob die Einrichtung des Konzentrationslagers in irgend einem Betracht verantwortbar ist. Strafen brauchten nicht in der Einsamkeit der Gefängnis- oder Zuchthauszelle vollzogen zu werden; vielleicht wäre Strafvollzug im System eines Lagers mit Aufenthalt im Freien und Gemeinschaftsleben aus manchem Grund sogar der Freiheitsentziehung hinter Mauern vorzuziehen. Die deutsche Justizverwaltung hat, weil ihre Strafanstalten in der Zeit der Hitlerherrschaft überfüllt waren, versucht, Strafen in einem besonderen Teil des Konzentrationslagers Esterwegen zu vollstrecken. Aber der Fluch, der über dem deutschen Konzentrationslager lastet, hat diesen Versuch, eine neue Art der Strafverbüßung in das deutsche Vollstreckungs-Sy-

stem einzuführen, scheitern lassen. Die Organe der Justizverwaltung haben sich von den Methoden des nationalsozialistischen Konzentrationslagers anstecken und zu jener Menschenschinderei verführen lassen, die Hitlers und Himmlers Erfindung charakterisiert.

Das deutsche Konzentrationslager als Stätte willkürlicher Freiheitsentziehung und bösartiger Menschenschinderei wird als Schändung des deutschen Namens, als blutiger Fleck in der Geschichte Deutschlands bleiben. Seit der Ablösung des Absolutismus beruht in den Ländern der Zivilisation das staatliche Leben auf der Lehre von der Gewaltenteilung. Die deutsche Diktatur hat 150 Jahre nach Begründung dieser Lehre willfähige Professoren gefunden, die sie verhöhnnten und verwarfen. Die Lehre vom totalitären Staat hat jene Grundsätze vernichtet, auf denen die Freiheit des Individuums ruhte. Die Gesetzgebung liegt in der Hand der gleichen Menschen, die den neuen Staat verwalten und ihre Gewalt mißbrauchen, die Unabhängigkeit der Rechtssprechung ist zu einem Schemen geworden. ‚Gesetze machen wir heute im Umlaufverfahren‘, hat einmal der Staatssekretär des Hitlerischen Reichsfinanzministeriums, Reinhardt, zynisch gesagt. Niemand, der die Gesetzgebungsmaschine kontrolliert; die Normen des Strafrechts werden umgestürzt, was unverlierbares Rechtsgut schien, wird beseitigt, über Nacht werden neue Delikte eingeführt, für bestehende ein ungeheuerliches Strafmaß festgesetzt. Aber dort, wo selbst die Diktatur nicht mehr strafen kann, erfindet sie die Schutz- und Vorbeugungshaft und vollstreckt sie im deutschen Konzentrationslager. Seine Tore schließen sich hinter den Menschen, deren ‚Verbrechen‘ selbst der erfindungsreiche Geist nationalsozialistischer Strafrechts-Theoretiker weder unter einen schon bestehenden strafrechtlichen Begriff einordnen kann, noch fähig ist, dieses ‚Verbrechen‘ als neu zu schaffenden strafrechtlichen Tatbestand zu konstruieren. Haft, Arbeitshaus, Gefängnis, Zuchthaus, Tod – das deutsche Strafgesetzbuch hat keinen Mangel an Strafen. Und doch mußte er das Konzentrationslager erfinden, jener neue oberste deutsche Gerichtsherr, der Menschen verschwinden läßt, die ihm unbequem sind, der willkürlich Freiheitsentziehung, Freiheitsberaubung schuld- und rechtloser Bürger als seine schärfste Waffe braucht. Im Angesicht der Wirklichkeit wird die Lehre vom totalitären Staat zur frechen Phrase. Man setze statt ihrer das Wort und den Begriff ‚Konzentrationslager‘, und sie wird für immer aus den Bezirken der Rechtsphilosophie und des staatstheoretischen Denkens verbannt sein.

Seit Generationen wird um Wesen und Ziel der Strafe und die sinnvollste Form ihres Vollzugs gekämpft. Angeblich will auch ‚die Erziehungsanstalt besonderer Art‘ ihre Insassen formen. Aber ich habe nicht einmal den Versuch einer Erziehung in diesem Totenhaus gesehen. Die Grundsätze der Schergen, die nichts von der Schulung auch des niedrigsten deutschen Gefängniswärters haben, heißen Menschenschinderei und Grausamkeit. Die Menschenwürde der Opfer, die nie erfahren, weshalb sie ins Lager gepfercht wurden, wird vorsätzlich zerstört und ihr Gefäß, der menschliche Körper, zerbrochen. ‚Arbeit macht frei‘, höhnt das Schild am Tor. Aber die Arbeit, die hier gelehrt wird, entspringt

der Lust am sinnlosen Quälen, und der Geschundene lernt Drückebergerei, nicht Arbeitsfreude, Ausstoßung aus der Gemeinschaft des Volkes –, das ist das Prinzip der ‚Erziehungsanstalt besonderer Art‘. Niemand ist so unbelehrbar, so verworfen, so untermenschlich, daß er diese Art der Vernichtung verdient. Es mag banal klingen, und doch schreibe ich es nieder: niemand verdient die Behandlung des deutschen Konzentrationslagers, außer denen, die sie anwenden oder billigen. Ich habe im Lager nach einem Begriff gesucht, der das Wesen des deutschen Konzentrationslagers und die Praxis seiner Wächter ganz faßt. Zwei Kameraden sind mir auf der Suche gefolgt. Sie haben diese Formeln gefunden: ‚Das deutsche KZ ist eine Mischung von Dummheit, Rohheit und Gemeinheit‘, und kurz, scharf und gerecht: ‚Satanismus‘. Ich bekenne mich zu dem Begriff: ‚Das deutsche KZ ist das Böse schlechthin!‘

Wenn die Himmler, Heydrich, Eicke, Baranowski, Eisfeld überhaupt über ihr Tun nachdenken, wenn Hitler, der alle Schuld in sich vereinigt, Goebbels und der zu wenig bekannte düstere Major Buch, der oberste Parteirichter, ein anderes Ziel als Menschenschinderei haben, dann ist es dies: Abschreckung zur Erhaltung der Tyrannis. Und dieses Ziel wird erreicht. Die Scheuen, die Elenden, die gequälten Juden, die armen Asozialen, sie werden gründlich abgeschreckt. Zu Tode geängstigt verlassen sie das Lager. Die anderen aber, ungleich geringer an Zahl, die Geraden, die Männlichen, die wirklichen Gegner, sie tragen unauslöschlichen Haß in sich und hoffen auf den Tag, an dem sie ihn am System und seinen Verantwortlichen ausleben können. Dem Dritten Reich mag diese Folge gleichgültig sein. Seine gefährlichen Feinde läßt es ohnehin im Lager verdämmern, bis ihr Lebenslicht verlöscht. Die anderen, die es freigibt, mögen denken, was sie wollen. Über den ‚Erfolg‘ der Schutzhaft am leidenden Objekt hinaus erstrebt die deutsche Willkürherrschaft Fernwirkung ihrer unheimlichsten Waffe: Das Volk soll das KZ fürchten, alle die, die es noch nicht gesehen haben, sollen erschauern. Die Erzählungen, die sich die Leute scheu und angstvoll über das KZ zuflüstern, mögen den Machthabern nicht unlieb sein. Sie schrecken ab. So lernt der deutsche Bürger schweigen und vergißt das Nörgeln; denn darauf steht ja ‚KZ‘, das furchtbare, geheimnisvolle, düstere KZ. Aber sind diese Berichte wahr, dann zeugen sie von der Herrschaft der Brutalität, des Banditismus und schänden den deutschen Namen. Dann müßte sich ein deutscher Mann gegen ein Regiment auflehnen, das verantwortlich ist für das, was man sich vom deutschen KZ in allen Gassen zuraunt!

Die Meister der Volksbetörung haben teuflisch geschickt ein Mittel gefunden, die Gefahr der Auflehnung zu bannen: die Parole vom ‚Greuelmärchen‘. Die ‚Greuel‘, die man sich zuwispert, sollen in den deutschen Bürger eingehen; er soll zittern und darf doch zugleich wissen, daß alles nur ein Märchen ist, daß er sich nicht zu erregen braucht, daß er seine instinkthafte Auflehnung beruhigt glätten darf. Die Greuel sind ja erfunden, von den Juden und feindseligen Auslandshetzern. Was als Gewissenspein auf ihm lastete, das mag der deutsche Bürger nun von sich wälzen wie einen bösen Alp. Aber das drückende Gefühl des Alptraums soll doch in den hellen Tag hinüberreichen, es soll ihn auch im Wa-

chen nicht loslassen. Der Meister der Lüge kennt die Sinnesart seiner Mitbürger. Sie sind furchtsam und feige und doch gutmütig, durch lange Tradition an rechtliches Denken gewöhnt. Raub der Freiheit, grausame Vernichtung schuldloser Menschen, Mord – das alte Rechtsempfinden des deutschen Bürgers wallt auf, protestiert. Aber Protest? Dir geschähe, was dort geschieht? Der deutsche Bürger zuckt zusammen, wie er fürchtend zusammenzuckt, wenn er vom Leiden der Juden hört. Und wiederum: schweigend dulden, was in Deutschland, was in der Welt seit Jahrhunderten nicht mehr geschehen? Durch Dulden, feiges Gewährenlassen mitschuldig, ehrlos werden? Seine Erziehung, seine Tradition fordern Protest – Protest aber führt ins KZ. So wirbelt ihn sein Denken im ausweglosen Kreis.

In den ersten Jahren der legalisierten Bandenherrschaft mag der deutsche Bürger sich unter diesem Konflikt gewunden haben wie unter einer unbequemen Last, mag er die ernsthafte Selbstprüfung gefürchtet haben; er wäre in ihr zerbrochen, wenn er sich hätte zugestehen müssen, daß er eine Regierung duldet, stützt, feiert, die Greuel begeht. Aber der deutsche Bürger will nicht zerbrechen, und so hat er begierig nach dem Selbstschutz gegriffen, den ihm der Meister der Lüge bereitwillig reichte. Die Theorie vom Greuelmärchen beschwichtigt die mahnende Stimme des Gewissens. die Regierung hat ihm verboten, jene Geschichten ernst zu nehmen; im hellen Bewußtsein des Tages braucht er sie nicht zu glauben, darf er sie nicht glauben. Aufatmend schiebt er sein Wissen um jenes furchtbare Geschehen und die Last der Scham, die ihn erdrücken müßte, von sich. Er darf, ein betrogener Betrüger, seinen bürgerlichen Scheinfrieden weiter leben, und sollten wieder einmal nächtliche Schatten seinen schönen Traum vom deutschen Aufstieg und vom herrlichen Führer zu verdunkeln wagen, so wird er sie ebenso sieghaft verscheuchen. Flucht vor dem Gewissen, Assimilation an die Macht, an die hemmungslose Gewalt – das ist der Erziehungserfolg und die Fernwirkung des deutschen Konzentrationslagers.

Wäre es anders, wenn die Massen des deutschen Bürgertums das KZ aus eigenem Erleiden kennen würden? Wenn nicht nur seine Randerscheinungen es erlebt hätten, ein Pfarrer Niemöller, ein Dr. Harzen, ein Rechtsanwalt Tonn, sondern der deutsche Kaufmann, der deutsche Beamte, der deutsche Akademiker, der deutsche Bauer? Ich fürchte, daß eine solche Massen-Erfahrung die Haltung des deutschen Bürgertums zu den Herren des Dritten Reichs nicht wesentlich verändern würde. Die Furchtsamkeit würde sich in scheues Zittern, die Angst vor dem Protest in den fliehenden Wunsch wandeln, nie mehr ‚aufzufallen‘, die schaurige Erfahrung des KZ nicht noch ein zweites Mal zu durchleben. In den ersten Monaten der Hitler-Herrschaft traf ich einen der höchsten Beamten der deutschen Republik. Die Republik ohne Republikaner hatte ihm einmal das Amt des Oberreichsanwalts anvertrauen wollen, weil er als aufrechter Vorkämpfer und Hüter des republikanischen Gedankens galt. Dieser Mann hatte einige Wochen in der Berliner Höhle der Gestapo, dem Columbia-Haus, verbringen müssen. Die SA hatte ihn an seinem Bart gezupft, ihm einen Papierhelm auf den Kopf gesetzt und ihn Psalmen singen lassen; sie wollte ihm durch-

aus nicht glauben, daß sein Spitzbart und sein auch bei Juden üblicher Name 'rein arisch' seien. Als ich den gebrochenen Mann sah, trug er keinen Spitzbart mehr, er sprach kein Wort über den Grund seiner Verhaftung, erzählte nichts von seinen Erlebnissen, die ich aus dem Mund eines seiner Schergen kennen, und sagte nur Entsetzen im Auge: „Ich möchte das nicht noch einmal erleben.“ Einige Monate später marschierte er in den Reihen des Nationalsozialistischen Deutschen Juristenbundes, der seine Mitglieder auf Märschen lehrte, den neuen Geist der Volksgemeinschaft zu üben.

Die Demaskierung des deutschen Bürgertums ist eine der bittersten Enttäuschungen der Hitlerzeit. Persönliches Opfer, Bekenntnis zur Gesinnung, Mut, Freiheitsempfinden, das sind die Tugenden, die die Dichter des Bürgertums preisen; aber vielleicht hat der deutsche Bürger gerade deshalb so laut von Recht und Freiheit gesungen, weil er seine Furcht übertönen wollte. Kampf für Recht und Freiheit? In Frankreich sind die Voltaire und Zolas aufgestanden, in Deutschland haben nur Juden und 'Juden-Genossen' mit den schuldlos Leidenden gelitten, sind für ihre Auflehnung in die Verbannung gegangen oder gestorben. Das, was wir Erbe deutschen Geistes nannten, ist nur von wenigen bewahrt worden. Es war ein Traum, daß deutscher Humanismus jemals Humanität, Freiheitsgesinnung und unbeugsames Rechtsempfinden als lebendige Kräfte ins deutsche Bürgertum gepflegt hätte. Vielleicht war dieses Erbe niemals Besitz von vielen, vielleicht hat es stets nur in jenen Köpfen großer Deutscher gelebt, die noch den Marschtritt der großen französischen Revolution und den ersten Klang der Marseillaise in den Ohren hatten. Vielleicht ist es die historische Schuld der deutschen Juden, im Deutschland des 20. Jahrhunderts an die Wirklichkeit jener Gedanken geglaubt zu haben, denen sich der deutsche Bürger entfremdet, die er vielleicht nie besessen hatte.

Die Bibel, Jahrhunderte der Verfolgung und schuldlosen Leidens und – deutsche Lehrmeister haben uns gelehrt, an Humanität zu glauben und sie zu leben. Wir, die Kinder des 20. Jahrhunderts, haben noch immer zu den Füßen jener deutschen Lehrmeister gesessen, die in den frühen Jahrzehnten des großen 19. das jüdisch-humanistische Empfinden unserer Urgroßväter als legitimes deutsches Fühlen bestätigt hatten. Aus der Frühzeit unseres Emanzipationskampfes waren uns die gleichen Ideale als lebendige und spornende Kräfte geblieben, die der deutsche Bürger des 20. Jahrhunderts nur noch als ferne, gar lästige Erinnerung aus der Urgroßväterzeit kannte. Er hatte seine bürgerliche Emanzipation vollendet, er war Träger des Staats geworden, den er bejahte, für den er kämpfte, wenn ihm als Soldat der Kampf befohlen war. Und sein Einsinken in die Bataillone einer Staatsführung, die aller deutschen Tradition widersprach, entspringt jener staatstreuen Folgsamkeit, jenem Erlöschen und Vergessen der alten Ideale und nicht zuletzt der Furcht, über die wir gesprochen haben.

Aber es gibt eine Gruppe von Deutschen, denen Furchtlosigkeit Berufsideal ist oder deren wirtschaftliche Macht auch der Gewalt eines Hitler Grenzen setzt. Sie, deutsche Führer-Elite, weiß, daß die Greuel keine Märchen sind, sie fürchtet das KZ nicht und doch schweigt sie. Die Geschichte des Nationalsozia-

lismus in Deutschland war schon vor dem 30. Januar 1933 blutig genug, und doch haben sich pfennigbedachte Industrielle und machthungrige Generale nicht geschämt, sich der Bewegung zu bedienen. Seit dem Reichstagsbrand, dem 1. April 1933, dem 30. Juni 1934, der Ermordung Dollfuß¹⁵³, der Fälschung des Hindenburg-Testaments ist diese Geschichte ein Gangster-Tagebuch geworden. Aber die deutsche Führerschicht schweigt, die deutsche Generalität schweigt, wenn nicht gerade die eigenen Kameraden gemeuchelt werden. Damals, am 30. Juni 1934 hat sie zu spät eingegriffen, als zwei deutsche Generale und eine Frau ihrer Kaste in dem großen Schlachten verbluteten. Aber wenn sonst der meuchelnde Tod umgeht, sieht man zur Seite. Ein Ritter des Pour le mérite, ein Kriegskamerad, wird ohne Rechtstitel seiner Freiheit beraubt. Man läßt ihn im KZ verderben. Schwärmer für verstaubte Ideale von Recht und Freiheit, die Auflehnung erwarteten! ‚Wo gehobelt wird, da fallen Späne‘, das ist die höhere Einsicht, zu der man sich mit leichtem Bedauern bekennt, wenn ein Ausweichen in der Auseinandersetzung nicht mehr möglich ist. Diese deutsche Führerschicht, die militärische und die Träger der Wirtschaftsmacht sind schuld, daß das deutsche Volk Hitlers deutscher Revolutionsarmee ausgeliefert wurde, von ihr regiert wird und sie füttern muß.

Ich tue der Elite-Truppe Adolf Hitlers nicht Unrecht, wenn ich jeden Zug ihres Wesens gerade als das Gegenteil ihrer vorgeblichen Ideale charakterisiere. Diese SS ist nicht ritterlich, tapfer und treu, sondern hinterhältig, feige und verräterisch. Wer in der Schule nicht folgt, muß dem Kalbfell folgen, wer zum Lebenskampf zu schwach, kämpft in der SS-Verfügungstruppe gegen Wehrlose. Böser noch als die Mannschaft – die Führung. Durchweg ‚verkrachte Existenzen‘, unfähig, verdorben, brutal. Ihre Schuld ist unaustilgbar. Sie haben die Jungen verführt, zur Feigheit und Niedertracht erzogen. Weil ich mich gegen die Erkenntnis sträubte, daß Rohheit nur um der Rohheit willen geschieht, habe ich nach edleren Beweggründen für jenes Verhalten gesucht, das uns entsetzte. So grotesk die Fragestellung ist, ich habe manchmal nach den Spuren spartanischen Geistes in dieser Führerschicht gesucht, eines Geistes, der die Härte nicht liebt, aber sie sich abzwängt, der hart ist gegen sich und hart gegen die Feinde des Staates. Im deutschen Offizierskorps gab es solche Männer und auch in der deutschen Richterschaft. Einer meiner richterlichen Kollegen, der ‚der Blutrichter‘ genannt wurde, weil sein Strafmaß drakonisch war, hatte in einer Schwurgerichtsverhandlung viele Jahre Zuchthaus für eine Tat ohne wesentliche Folgen durchgesetzt. Als sich der Verurteilte von seinen Angehörigen verabschiedete, wandte er sich ab. „Kommen Sie“, sagte er zu mir, „Ich kann das nicht sehen.“

¹⁵³ Am 25. Juli 1934 unternahmen die österreichischen Nationalsozialisten einen vergeblichen Putschversuch, dem der österreichische Bundeskanzler Engelbert Dollfuß zum Opfer fiel.

Die Männer der SS sind nicht von diesem Schlag. Sie wissen nichts von Sparta und nichts von seinen Erziehungsgrundsätzen. Sie sind noch nicht einmal große Bösewichte. Ein Goebbels, Teufel, aber denkender Teufel, war nicht darunter. Schon 1930 habe ich eine Szene aus den Erinnerungen des Kapitänleutnant von Killinger für eine Kampfbroschüre zeichnen lassen. Er rühmt sich darin, daß Leute seines Freikorps im Mitteldeutschen Aufstand eine alte Frau mit Kavalleriepeitschen traktiert hätten. „Hei, wie die Alte kreischte!“ Das ist der Geist der SS, die sich lachend auf den Schenkel schlägt, wenn kräftige junge Männer ein altes Weib verprügeln. Ob sie Himmler, Heydrich oder Eisfeld heißen, sie sind nichts als Sadisten aus Neigung, kleinliche Quälgeister ohne den inneren Mut selbst zur großen Schurkerei.

Diese Art Menschen beschwört die Erinnerung an Himmelstoß herauf. Auch der Unteroffizier Himmelstoß aus Remarques' „Im Westen nichts Neues“ ist ein tückischer, roher Geselle, ein Schinder. Aber einen Himmelstoß, der der Vater aller unserer Scharführer hätte sein können, hemmte schon sein Alter, seiner Brutalität freien Lauf zu lassen. Er hat seinen Zivilberuf, seine Lebenserfahrung; die Jungen hier sind fast von der Schulbank Herren über Männer geworden. Sie brauchen nicht wie Himmelstoß zu fürchten, daß das Opfer, das sie heut schinden, morgen vielleicht ihr Vorgesetzter sein wird. Einen Himmelstoß läßt die Angst vor einer Beschwerde seine Schikane nicht voll entfalten. Schon die Möglichkeit der Beschwerde, mag sie auch selten geübt sein, setzt der Willkür eine Grenze. Die SS aber darf sich an Wehrlosen vergehen, die geschundene Kreatur mag aufschreien so laut sie will, niemand wird sie hören.

Wenn der preußische Militarismus Rekruten-Drill gestattete und manchmal sogar einen Himmelstoß gewähren ließ, dann geschah es um des Prinzips des unbedingten Gehorsams willen, nicht um die Menschenwürde zu töten. Vor dem Hauptmann eines Himmelstoß stand der Staat, die große Sache; vor einem Eisfeld steht nichts als die Lust, seinen bösesten Trieben zu fröhnen. Die moralische Verkommenheit des Führerkorps wirkt auf die militärische Tüchtigkeit der Truppe. Feige Soldaten sind schlechte Soldaten. Diese Menschen werden eine ernste Probe nicht bestehen. Jede wirkliche Not, jede kreatürliche Not wird die Disziplin brechen. Hunger, der das Volk zur Verzweiflung treibt, Massenelend, das es aufbegehren läßt, sicher aber ein verlorener Krieg, wird den Spuk zerrinnen lassen. Dann werden sie auseinanderstieben, ihr kleines Leben retten wollen, die Prügelhelden und ihre verführten Jungen. Was wird ihnen dann ihr Führer sein?

Wenn sich aber das System seinen Krieg erspart, dann muß man wegen dieser Jungen für die deutsche Zukunft fürchten. Gewiß sind sie nicht alle von Grund auf schlecht, in manchen soll sich das Gewissen geregt, sie sollen Reue gezeigt haben, die das System aber rasch erstickte. Ich hätte mir zugetraut, viele dieser Jungen zur Besinnung zurückzurufen. Aber Himmlers System hat die Rekruten des Nationalsozialismus gelehrt, die Grundbegriffe menschlicher Gemeinschaft zu entthronen. Die Grundmauern eines Staates sind erschüttert, in dem der Eigentumsbegriff nicht mehr gilt, Freiheit und menschliche Würde geschändet werden und

das Leben nicht mehr höchstes Rechtsgut ist. Der deutsche Staat der Zukunft muß brüchig sein, wenn er auf einer Jugend ruht, die so erzogen ist. Es sind wenig leuchtende Felder auf dem Bild der deutschen Revolutionsarmee, das schwarz ist wie ihre Galauniform.

Es wäre gewiß unerlaubt, die Opfer weiß zu zeichnen. Auch unter unseren proletarischen Kameraden gab es Bestechliche und Niederträchtige, Rohlinge und Erpresser. Aber fast alle hatten die Erinnerung an das Gute, den Kern menschlichen Wesens, nicht verloren. Sie hatten trotz eigenen schwersten Erlebens die Stimme des Gewissens nicht erstickt, und sie haben ihre Fähigkeit mitzuleiden und zu helfen oft bewährt. Sie waren echt, echt in ihrem Humor, echt auch in ihrem Haß gegen feige Mißhandlung und Gemeinheit. Herrliche Offenbarung menschlichen Urtriebs der Güte jene dunkle Stimme Hermanns in der Nacht unseres Empfanges. Triebhafte Auflehnung gegen menschliche Verkommenheit, als Karl uns erzählte, wie das Lager Esterwegen am offenen Sarg eines Erschossenen vorbeimarschieren und die Häftlinge auf den Toten starren mußten – zur Abschreckung. Jedes Wort, mit dem er die Greuel-Szene schilderte, stieß er mit Abscheu aus.

Die menschliche Güte hat auch hier im Lager ihre Stätte! Unter die Bettler und Ausgestoßenen hat sie sich geflüchtet. Jahrelange Haft hat die Sicherheit des Urteils nicht verdorben. Auch diese Menschen kommen aus dem deutschen Volk, in dessen Seele dunkle, dem Aberglauben benachbarte Vorstellungen vom Juden schlummern. Aber den ‚Stürmer-Juden‘ haben sie rasch als Zerrbild erkannt, und an den Ritual-Mord zu glauben, haben sie vollends der SS überlassen. Juden, das waren auch in der Vorstellung dieser proletarischen Kameraden reiche Leute, verwöhnte Leute, ‚Kommerzienräte‘, Menschen, die körperlich nicht arbeiteten, aber nicht schlechte Menschen, nicht Ausbeuter und Volksfeinde, sondern Leute, die leben wollten und leben ließen. Sie waren deutsche Proletarier, belastet mit mancher bösen Neigung des Enterbten und doch im Grunde ihres Wesens anständig und liebenswert. Der deutsche Proletarier, der Kommunist, der arme Bruder von der Landstraße und auch der BVer – sie haben mir den Glauben an deutsche Menschlichkeit gerettet. Ihnen danke ich, daß ich die Krise überwinden konnte, in der ich mich innerlich immer stärker vom deutschen Volk loslöste. Ich habe das Konzentrationslager nicht als Feind des deutschen Volkes verlassen.

Können wir noch einmal um die Seele des deutschen Menschen ringen, mir wäre um den Ausgang dieses Kampfes nicht bange. Was uns auch immer in den schicksalhaften sechs Jahren geschehen ist, unser Haß gilt nicht dem deutschen Menschen, sondern jener verdorbenen Führung, die ihn 1933 vergewaltigt hat. Seit ich ihn vor vielen Jahren gelesen habe, haftet ein Satz Jakob Wassermanns in meinem Gedächtnis; er steht am Ende seines Bekenntnisbuchs: „In der Erkenntnis der Aussichtslosigkeit der Bemühung wird die Bitterkeit in der Brust zum tödlichen Kampf.“¹⁵⁴

¹⁵⁴ Jakob Wassermann, *Mein Weg als Deutscher und Jude*, Berlin 1921.

‘Bemühung’, das ist sein Kampf um Gerechtigkeit für die deutschen Juden, um Unbefangenheit des Urteils, um vorbehaltloses Zusammenleben. Die Bitterkeit habe ich oft gespürt, an die Aussichtslosigkeit der Bemühung mag ich auch heut noch nicht glauben. Allerdings nur dann dürfen wir den Gedanken, die Heimat jemals wiederzusehen, denken, wenn wir ihn so denken können: Daß die deutschen Menschen ihr Unrecht erkennen, daß sie uns grüßend ehren wie einen Staatsmann, den die Archonten¹⁵⁵ bekränzt aus der Verbannung heim holten, weil seine Schuldlosigkeit sich offenbart hatte. Die neueste Geschichte kennt ein Beispiel für die Entschuldigung eines ganzen Volkes, das sich durch eine großartige Demonstration von einem schweren Unrecht entschützt: Als die französischen Truppen nach dem Waffenstillstand 1918 in Paris einzogen, stand bei der Siegesparade an ausgezeichneter Stelle nahe dem Tiger, dem Sieger des Weltkrieges, der alte Oberst Dreyfus¹⁵⁶. Durch solche weithin sichtbare Ehrung wandelte ein Clemenceau die Affäre, die fast zur Tragödie auf den Teufelsinseln geworden wäre, in einen Triumph ihres Opfers und – seines Landes.

Aber ein anderer Zweifel drängt sich auf: In Mittel- und Ost-Europa ist die Juden-Emanzipation beseitigt oder in Gefahr. In Rußland schwelt eine furchtbare Reaktion unter der Oberfläche. In jedem Land der Welt wird die Juden-Frage besprochen. Flüchtende Juden tragen sie dorthin, wo sie nie bestanden hat. Ist der Versuch, die Juden zu Gliedern ihres Wirtsvolkes werden zu lassen, gescheitert? Mußte der erste Schritt zur Gleichberechtigung zu diesem Ende führen? Sind die Völker der Welt nicht bereit, sich fremde Bestandteile zu assimilieren? Blind, wer seine Augen vor dem Mißerfolg in der Gegenwart verschließt, taub, wer die Lehre nicht hören will, die dieser Zusammenbruch uns überlaut entgegenruft!

Aber noch immer kann und will ich nicht das Leben in und mit den Völkern der Welt als jüdische Lebensform verneinen. Wer sich zu ihr bekennt, muß vom Beginn des Versuchs an auch die Gefahr des Rückschlags sehen; so ist es im dialektischen Ablauf jedes historischen Werdens beschlossen. Dieser Rückschlag brauchte nicht zu kommen, nicht so zu kommen. Er ist hitlerisch bedingt, eine Ausgeburt hitlerischer Wahnvorstellungen und hitlerischen Fanatismus. In anderen, maßvollen Formen wäre er auch ohne Hitler gekommen, war er schon da, lange vor 1933, mußte er da sein. Das deutsche Volk generationenlang gewohnt, dem Juden als Paria zu begegnen, trug sein Vorurteil gegen ihn mit in jene Zeit hinein, in der die Schranken des gesellschaftlichen und politischen Aufstiegs fielen. Es nahm diese Entwicklung je nach dem Grad des Vorurteils auf, erstaunt, be-

¹⁵⁵ In der antiken athenischen Staatsverfassung stellten die Archonten die höchsten Beamten dar.

¹⁵⁶ Der französische, jüdische Generalstabsoffizier Alfred Dreyfus war 1894 zu Unrecht von antisemitischen Kreisen der Spionage für Deutschland verdächtigt und zu lebenslänglicher Verbannung nach Cayenne (Teufelsinsel) verurteilt worden. Zahlreiche Intellektuelle Frankreichs, unter ihnen Emile Zola, setzten sich für Dreyfus ein. Doch erst 1906 sprach ihn der Kassationshof in Rennes endgültig frei; Dreyfus wurde wieder als Major in die Armee aufgenommen und zum Ritter der Ehrenlegion ernannt.

troffen, kritisch abwehrend, feindlich. Noch war das Fremdheitsgefühl nicht überwunden. Niemals wird es ganz überwunden werden. Wo Unterschiede sind, wo sie auch nach jüdischer Entscheidung sein sollen, entzünden sich die Spannungen. Ihre Stärke ist anders in guten, anders in bösen Tagen. Wer sich zur Assimilation bekennt und doch Juden bleiben will, wird die Spannungen ertragen, ja, sich gegen neue Konflikte wappnen müssen, die spätere Generationen erfahren können. Die Lösung selbst aber ist möglich. Daß sie heute gescheitert ist, spricht so wenig gegen ihre grundsätzliche Erfüllbarkeit wie der Zusammenbruch des demokratischen Systems in Deutschland das Prinzip der Demokratie aus menschlichem Denken und politischem Zielstreben ausgemerzt hat. Die Fahnenträger der Demokratie, die freien Geister in aller Welt, sind des Tages gewiß, da sich ihre Fahnen wieder sieghaft entrollen werden. Die Völker, die erst in der Tyranis erfahren haben, was Freiheit ist, werden jubelnd das neue Banner grüßen, wenn es wieder über ihnen weht.

Ich habe die Hoffnung nicht verloren, daß ein neuer Tag der Freiheit auch uns Juden in die Wohnungen unserer Heimatvölker wieder einziehen läßt. Ein Ziel, dem sich unser ganzes Wesen zuneigt, weil es für die deutschen Juden keine andere Heimat als Deutschland gibt. Sie werden sie nicht in Palästina finden, wo im Anbruch des neuen Krieges jüdische Rechte werden zurücktreten müssen vor dem Anspruch und um der guten Meinung der arabischen Welt willen. Sie werden vielleicht eine Stätte des Rastens, nicht eine neue Heimat finden; sie sind von den Erinnerungen und Erfahrungen geformt, die einundeinhalb Jahrtausende Europa ihnen gegeben hat. Menschen Europas werden auch dann in Asien nicht neue Wurzeln schlagen, wenn das neue Heim auf dem uralten Boden biblischen Geschehens steht. Deutsche Juden werden vielleicht einen gastlichen Staat, aber nicht eine Heimat in den Ländern Europas finden, nicht in Südafrika und nicht in den gärenden Staaten des südamerikanischen Kontinents. Im Schmelztiegel der Vereinigten Staaten wird der jüdische Einwanderer ein guter Bürger werden. Ob der gute Amerikaner von 1940 jemals ein amerikanisches Heimatgefühl erleben wird, wenn er ein Mann deutsch-jüdischen Herkommens war, wage ich nicht zu entscheiden. Ich jedenfalls möchte gern dabei sein, wenn sich in Deutschland wieder Juden zu neuem Weg in eine neue deutsche Zukunft sammeln.

Aber das Erlebnis dieser sechs Jahre und die Erkenntnis, daß solche Katastrophen wiederum über die jüdische Gemeinschaft hereinbrechen können, läßt eine andere zweifelnde Stimme hören. Sie spricht scharf und unerbittlich logisch: „Lohnt es sich, die Qual zu verewigen? Um welchen Zieles willen leben wir dieses Leben zwifacher Hingabe, bekennen wir uns zum alten Judentum und zum Volk um uns? Soll Ahasver¹⁵⁷ in immer neuen Generationen durch die Welt schweifen,

¹⁵⁷ Zurückgehend auf eine Episode im Matthäus-Evangelium, der zufolge Jesus auf seinem Kreuzweg nach Golgatha sich beim Haus des Schusters Ahasver ausruhen wollte und von diesem mitleidlos fortgeschickt wurde, ist im 16. Jahrhundert die Legende vom Ahasver, dem „Ewigen Juden“, entstanden, der für seine Tat dazu verdammt wurde, auf ewig heimatlos durch die Welt zu irren.

das Stigma des Fremden in und an sich tragend, neue Spannungen beschwörend, angstvoll neuen Haßausbruchs gewärtig? Wäre es nicht besser, er legte sich endlich zum Sterben, verzichtete freiwillig auf die Bürde des Jude-Seins und ließe seine Jugend ein anderes Leben beginnen, das Judentum nur noch als ferne Erinnerung kennt?’

Meine Antwort, meine ganz persönliche Antwort ist eindeutig klar: sie bekennt sich zu Stolz und Leid des Jude-Seins und damit zu neuem Kampf. Aber ich sehe den Zweifel bei Tausenden, in denen er als Keim jüdischen Selbsthasses wuchert, die nicht wissen, wofür sie leiden und die nicht grundlos leiden wollen. Mögen unsere Theologen und unsere Dichter ihnen die Antwort geben, die der quälenden Wirklichkeit eines Lebens der Verfolgung und des Zusammenbruchs standhält.

Die bestürzenden Erlebnisse, die erschreckenden Enttäuschungen und das Grauen der Konzentrationslager haben manchen Freund in seiner Lebensanschauung erschüttert. Mich hat diese Krise nicht ergriffen. Die Gewißheit des Guten ist mir nie wirklicher gewesen als im Angesicht des Bösen, und das moralische Gefühl in mir hat nie lauter gesprochen als in den Augenblicken, in denen ich schauernd erfahren mußte, was menschliches Wesen an Unmenschlichem birgt. Die Konflikte im Grundsätzlichen glaube ich bestehen zu können. Aber in mir kommt die Frage nicht zur Ruhe, ob meine taktische Haltung seit 1933 richtig war, die uns um den Bestand jeder jüdischen Position kämpfen ließ. Der 10. November hat ihren Erfolg ad absurdum geführt.

Den Entschluß auszuharren, habe ich nicht leichtsinnig gefaßt, mich nicht starrsinnig zu ihm bekannt, sondern ihn immer wieder abgewogen und mit verantwortungsvollen Männern überprüft. Da wir 1933 nicht alle in planloser Panik über die Grenze fluten konnten, da eine Massenauswanderung schon damals zu den heutigen finanziellen und Einwanderungssperren geführt hätte, da die Dauer der Gewaltherrschaft nicht feststand, mußten wir, unabhängig von jeder inneren Haltung, den Entschluß fassen, auszuharren. Ein starker jüdischer Wirtschaftssektor schien ohne Gefahr für die gesamte deutsche Volkswirtschaft nicht angreifbar. Erst als von den Trägern unserer Wirtschaft Säule um Säule sank, konnte der Feind zum Vernichtungsschlag ausholen. Er hat dann eher zugeschlagen, als ich es vermutet hatte. Am 10. November ist der fünfte Akt der deutschen Juden-Tragödie, die Katastrophe, vor den Augen der Welt abgerollt. Was folgte und folgen wird, ist die Auslöschung jeder Spur jüdischen Lebens in Deutschland, die Bestattung des gefällten Helden des Trauerspiels. War es eine Tragödie oder nur ein trauriger Zusammenbruch, dieser Versuch, einen übermächtigen Feind abzuwehren, sich seiner Unerbittlichkeit entgegenzustemmen, das Überleben zu wagen?

Es gibt ein wohl vergessenes deutsches Schauspiel ‚Toboggan‘; ein junger Dichter, Gerhard Menzel, der heute wacker im Nazichor mitsingt, hat es geschrieben. Im Gleichnis eines Menschen, der sich auf eine Toboggan-Wasser-rutschbahn setzt und im Augenblick, da er Platz nimmt, ins Gleiten gezwungen wird, gestaltet Menzel das Ende eines verwundeten Offiziers. Er ist tödlich verletzt und muß sterben; aber er wehrt sich gegen das Sterben, hastet in sein Leben

zurück, fliegt im Wachtraum noch einmal empor zu seinen Höhen, kämpft gegen den Tod, der ihn umkrallt, stemmt sich gegen den Sturz in das dunkle Wasser. Sein Kampf ist vergeblich. Er war es, seit die tödliche Waffe getroffen hatte. Sie hat ihn auf die Gleitbahn geworfen, sein Schicksal ist beschlossen, wie sehr er sich auch wehrt.

Toboggan! War das nicht unser Schicksal schon 1933? War nicht blind und vermessen, wer seine Erfüllung aufhalten wollte, doppelt vermessen dann, wenn er die Möglichkeit der Vernichtung immer vor sich sah? Wohl die Möglichkeit, aber nicht die schicksalhafte Notwendigkeit dieses Ausgangs. Es war kein Naturgesetz, daß alles so gekommen ist, so kommen mußte. Ich habe nicht genügend Abstand zu mir selbst, um für mein Urteil Gültigkeit zu fordern; jenes Urteil, das diesen Kampf und dieses Ende, deutsches Judenschicksal seit 1933 und die Haltung, in der es bestanden wurde, tragisch nennt und unseren Untergang im Licht der großen Tragödie sieht.

Wir, die wir ausgetrieben wurden, die ein neues Leben beginnen sollen, wie man zu sagen pflegt, sind ruhelos geworden. An die Zukunft zu denken, wagen wir nicht mehr; wollten wir sie mit gewohntem Maßstab abtasten, wir müßten bange werden. Was unfäßbar schien, ist Wirklichkeit: wir sind Luftmenschen geworden, wir haben den Boden unter uns verloren, wir sind aus der Sicherheit bürgerlichen Lebens verjagt – ohne Arbeit, ohne Heim, ohne Heimat. Bohrend wie die Sorge um die natürliche Existenz ist der Zweifel am Bestand so vieler Werte, die allein uns ein lebenswertes Dasein zu verbürgen scheinen: Ist die Freiheit, in deren Licht sich die anderen Völker noch spiegeln, wirklich Teil ihres Wesens geworden? Haben Recht und Menschlichkeit draußen in der Welt ihre festgegründete Stätte? Kann der gleiche Sturm, der unser Deutschland zerstört hat, nicht auch den Geist anderer Völker verwüsten? Kann es sich nicht gar ereignen, daß die Schlechten die Guten knechten, wie es in mir im Lager gesungen hat?

Hundert Fragen bleiben ohne Antwort. Ich möchte Zeuge sein, wenn sie entschieden werden. Diese sechs Jahre haben ungezählte jüdische Menschen gebrochen, mich nicht. Auch Haß gibt Lebenskraft. Sie danke ich dem Feind. Wollen sehen, was die Zukunft bringt, ob sie den innigsten meiner Wünsche erfüllt: daß ich die deutsche Umkehr noch erlebe.

Das war ein langer und düsterer Weg, den Ihr durch diese zwei Jahre mit mir gegangen seid. Aber Ihr kennt mein ganzes Leben, Ihr wißt, worin es wurzelt. So mußte ich zu Euch auch von der Zeit sprechen, da jeder Tag an meinen Wurzeln zerrte, bis sie endlich ausgerissen waren. Wer weiß, wohin der Sturm uns weht!